

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Berlin-Paris.	103
Gehens Restheilk. Von Robert Griegsche	129
Eisepathie. Von Paul Kallisch	150
Kunstszenth. Von Eaden	194

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60, Ausland M. 6.30, pro Jah. M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Preis p. L. 774.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5 $\frac{1}{2}$ Optima 10 $\frac{1}{2}$

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

KUNSTGEWERBEHAUS □ SAALECKER □ WERKSTÄTTEN

Berlin W. 10, Victoriastr. 23, nahe Potsdamer Brücke
Möbel, Stoffe, Innen- & Einrichtungen
Künstlerische Bedarfs- & Gegenstände

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

ELJEN





Berlin, den 26. April 1913.

Berlin-Paris.

Nach Bismarck.

Nach von der Zinne des berliner Auswärtigen Amtes nach Paris, an die Excellenz des Deutschen Botschafters, die Weisung gelangt war, am Quai d'Orsay grimmig zu blicken und Herrn Bichon die Igelstacheln fühlen zu lassen, mag Freiherr von Schoen sich seufzend gefragt haben, warum, immer wieder, gerade sein sanfter Muth außersehen sei, zwischen den von Lucanus behaupteten furor teutonicus und die von Bouchet gepriesene francisque sureur eingeklemmt zu werden. Auf allen Sprossen der Ehrenleiter; als Botschafter in Paris (Agadir), Staatssekretär (Muley Hafid-Mannesmann), Botschafter in Petersburg (Algestras). Nancy: Der fünfte Streich. Den ersten trennen zweiundzwanzig Jahre von unserem Jubellenz. Sah der Freiherr sich, als jungen Botschaftsrath, mit Münster und dessen Tochter, Lord Lytton, deutschen und britischen Botschaftssekretären in der ersten Stunde des neunzehnten Februarages 1891 auf dem pariser Nordbahnhof zu feierlichem Empfang der Kaiserin Friedrich vereint? Deren Ankunft war erst sechsunddreißig Stunden zuvor dem Grafen Münster gemeldet worden. Welcher Zweck trieb sie nach Paris? Bismarck, den der junge Kaiser nur „verschmausen lassen“ wollte, war endlich weggeschafft; und was er nicht zu erlangen vermocht hatte, sollte nun blickschnell erworben werden: die Freundschaft Frankreichs. Die zur Internationalen Arbeiterschutzkonferenz aus Frankreich Ab-

geordneten wurden durch besondere Zeichen kaiserlicher Huld geehrt. Auf dem Aertztkongreß hat Virchow (wie rasch ist der unermüdlische Organisator seines Ruhmes vergessen worden!) die französischen Kollegen, den Nachhall alten Haders aus dem Gedächtniß zu tilgen. Alles mußte sich, wie in Uhlands Frühlingsglaubenslied, nun wenden. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag; man weiß nicht, was noch werden mag.“ Zunächst: eine Internationale Kunstausstellung in Berlin. Die hatte Bismarck nicht gewünscht; weil er den Parisern die Pein der Betheiligung, die nicht geringere der Ablehnung ersparen wollte. Jetzt aber weht Maienluft aus dem Wasgenwald. Wilhelm sagt fröhlich: Ja; er bietet sich sogar zum Protektorat. Davon rät Herr Anton von Werner ab (ders in seinem bei Mittler erschienenen Buch „Erlebnisse und Eindrücke“ erzählt). „Eure Majestät muß weit aus der Schutzlinie bleiben.“ Abgemacht. Des Kaisers Mutter wird Protektorin sein. Der Vorsteher der berliner Stadtverordneten spricht, sachlich, frei, sinnig: „Wenn die Kaiserin Friedrich bei der Sache ist, bewilligt die Stadt, was Sie wollen.“ Bewilligt, die sonst so amüsische Gemeinde, wirklich hunderttausend Mark. Alles in bester Ordnung. Der Kaiser wird die Ausstellung eröffnen. Der Botschafter Herbetie will seine Regierung, Herr von Schoen in Paris die Künstler dem Plan günstig stimmen. Ihnen werden die besten Säle vorbehalten. Am letzten Januartag schreibt Herbetie an Herrn von Werner (der in seinem Buch diesen wichtigen Brief leider nicht erwähnt): „Die Regierung der Republik ist von der freundlichen Mittheilung angenehm berührt worden; wenn sie auch nicht offiziell in eine Privatangelegenheit eingreifen kann, wird sie doch mit Vergnügen hören, daß die Künstler Ihrem Ruf zu folgen bereit sind.“ Il ne peut intervenir officiellement dans une entreprise privée: Das war so deutlich, wie Freycinet's Händchen zu schreiben vermochte. Nicht deutlich genug für die Firma Caprivi-Marschall. Statt zu verstehen, daß die pariser Regierung, so kurze Zeit nach der Auflösung der Patriotentliga und der Verurtheilung des Generals Boulanger, aus dem Spiel bleiben und die Ausstellung als eine (unpolitische) Angelegenheit der Künstlerschaft betrachtet haben wollte, ließ Marschall den Brief Herbeties in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung setzen. Das genügte noch nicht. (Herr Pierre Albin, der die amtlichen Akten

benutzen durfte, hat den Hergang in der Revue de Paris erzählt.) Am Tag des Briefdatums ist Meissonnier gestorben. Generaladjutant Graf Wedel (jetzt Statthalter in Straßburg) muß im Auftrag des Kaisers an Herbette schreiben; ihm und der pariser Akademie der Schönen Künste aussprechen, welchen Schmerz der Tod des großen französischen Armeemalers Seiner Majestät bereitet habe. Auch dieser Brief wird, weil der Kaiser es wünscht, veröffentlicht. Und Freycinet, der die höfliche Handlung nicht unerwidert lassen will, ernennet Helmholz zum Großoffizier der Ehrenlegion. „Seht Ihr nun, wie glatt wir, ohne Bismarck's Kürassierstiefel, auf dem Weg nach West vorwärts kommen?“ Für den zwölften Februarabend sagt Wilhelm sich bei Herbette zum Essen an; bringt Bruder und Schwägerin, Caprivi und Marschall, den Fürsten Radziwill und Herrn von Werner mit; und schwelgt im Lob der französischen Malerei (von Watteau bis zu Meissonnier, Detaille und der süßen Schwachheit des Bouguereau; Frankreich's grand crû, Manet und seine Schaar, ist ja verpönt). Noch nicht genug. Friedrich's Wittwe, Dilettantin in allen Künsten und Kunstgewerben, wird selbst nach Paris fahren und, als Patronin, die Künstler zur Ausstellung einladen. Ihr kann Keiner widerstehen. Solcher Huldauswand muß den Galliergros entwaffnen; die letzte Spur der Erinnerung an den Schnaebelestreit und den Weltausstellungszank aus den Herzen harken. Und haben wir die Franzosen erst in Berlin, dann bezaubert sie der Kaiser und ein Völkerfrühling ist uns gewiß. „Der alte Nörgler im Sachsenwald wird sich quitte gelb ärgern!“ Herrn Herbette, der nicht gefragt, nur von der Absicht informirt worden ist, überläuft's. Er kennt sein unberechenbares, durch jeden Rochefort oder Déroulède aufzuregendes Paris; auch im neuen Berlin das Klima gut genug, um zu wissen, wie plötzlich da Sturm hellstem Sonnenschein folgt. Drum empfiehlt er jede mögliche Vorsicht. Und tröstet sich schließlich mit dem Gedanken, daß die Kaiserin incognito, als Gräfin von Lingen, reist, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstgegenständen für ihr Schloß Cronberg angeben läßt und in der Republik allen Inhabern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben wird.

Aber: sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet den Britenbotschafter in die Rue de Lille, fährt mit Münster nach Saint-

Cloud (wo 1815 Blücher und Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870 das Schloß Ludwigs des Vierzehnten durch das Feuer der Festungsgeschütze in Brand gerieth), frühstückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des Deutschen Reiches verlesen ward. Und offiziöse Stimmen rufen aus Berlin, die Reise der Kaiserin-Witwe sei ein „historisches Ereigniß“, ein unüberbietbares Zeichen versöhnlichen Sinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachsüchtige Wünsche zwingen. So ist's gemeint? Die Ateliersbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelsang dem Auge verbergen sollen? Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagramsaal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenen Malers Henri Regnault zu kränzen; und die zur Huldigung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straßburg zum Weihegruß. Paul Déroulède mahnt, in einem hitzigen Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und der Maler antwortet: „Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin.“ Die von Herbette gewarnte Regierung läßt den Kranz wegnehmen. Wilhelms Mutter ist in einem mit dem Wappen der Deutschen Botschaft geschmückten Wagen durch den Park von Saint-Cloud gefahren. Unerhört! „In welchen Rinnstein soll die Anechtseligkeit dieser Regierung uns noch schleifen?“ Freycinet und Floquet (der Kammerpräsident) erwirken von Déroulède die Zurücknahme einer Interpellation, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, den Kranz wieder vor's Regnault-Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten „boulange“ tobt. Im Helliot'saal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich (un soufflet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: „Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wilhelm der Zweite, Kerkermeister von Elsaß-Lothringen, nach Paris komme.“ Vierundzwanzigster Februar. Nun hagelt's aus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden danach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe am Vorabend mit dem Generalstabschef Grafen Waldersee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der

Mobilmachung Befehle an die Corpskommandos ergangen seien. Am Abend kommt von Herbette ein Bericht über seinen Empfang im Auswärtigen Amt. Nie hat Bismarck so schroff zu einem Vertreter der Republik gesprochen. Marshall, gestern noch zuckerföh, spricht nun alle Säure aus, die sein Magen gespeichert hat. „Was von einer starken Regierung zu erwarten wäre, kann man von den pariser Machthabern ja freilich nicht verlangen; aber unsere Geduld hat ihre Grenzen.“ Der Botschafter betont mit ruhigem Nachdruck, daß seine Regierung, deren Meinung über den Reiseplan nicht erfragt worden sei, alles ihr zum Schutz der Kaiserin Mögliche gethan und sich sogar dem Verdacht schwächerer Nachgiebigkeit ausgesetzt habe; doch weder, wie man in Berlin wisse, für Versammlungen noch für die Presse über eine Praeventivcensur verfüge. Umsonst. Der Staatssekretär rügt und droht; der Botschafter wird steif und geht nach kaltem Gruß. Zwei Schüsse folgen: und Papierkugeln fallen ins Land. Habas muß melden, daß die Regierung der Republik den Reiseplan der Kaiserin Friedrich nicht gefannt und nie einem Künstler zugeredet habe, nach Berlin zu gehen; W. T. B. darauf hinweisen, daß Frankreichs Oeffentliche Meinung, selbst unter einer Regierung, die man für stark hielt, durch Schreihälse vom Schlag eines Déroulède und Laur zu stimmen, nur von dieser Westseite aus also der Friede gefährdet sei. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Freycinet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und aburtheilen. Im Juli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kronstadt ankernden französischen Geschwaders, entblöhten Hauptes die Marseillaise („Que veut cette horde d'esclaves, de traitres, de rois conjurés?“). Iswolstkijs Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko-russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sagt Ribot in der Kammer: „Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben.“ Zwischen der Republik und dem Deutschen Reich ist die Kluft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward. Und Frankreich, das so lange in Einsamkeit schmachete, hat im Osten die Freundschaft gefunden, die schon Nikolai Pawlowitsch ihm, für den Fall deutscher Einung, vor Tocquevilles Gesandten, verheißen hatte.

Vor Ugadir.

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, wurde, am sechzehnten September, im Journal des Débats ein Offener Brief veröffentlicht, den Ernest Renan an David Friedrich Strauß geschrieben hatte. Dessen Hauptsätze sind heute noch lehrreich. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, daß geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein gültigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regierung darstellen möge: auch das Verfahren der preussischen Regierung muß getadelt werden. Bismarck's Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgrätz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind

so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hat uns mehr Last als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preussische Regierung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrer Ansprüche nicht gemildert hat. Durch die Angliederung Luxemburgs wäre Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus schlüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen Wahlrechtes geschont werden muß, und unserer Regierung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Ausschöpfung seiner ungeheuren Reichthumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhmfüchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tödtlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse! So spricht eine Partei. Die andere sagt: Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu

führen vermag. Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten.“ (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debütiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier‘ ist der Preuze dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Meh, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn

wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benützt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.*

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den verfallenen Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!“ Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zufließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffentlichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekommen, den Ertrag unserem Invalidenhause zuzuweisen. So grundverschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin; Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille bla-

sirter Leute Geschmack und Takt nennt.⁴ In dieser Tonart geht's weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehähten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elfaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangten. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Meß und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen‘ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, ⁴ „die verschiedenen Kulturen der Völker durch die Jahrhunderte, die manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir mühten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slaven zu schüren, den Panславismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer

einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgeweht, seiner Kleinodientrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Cser blinder Bismarck (einen Tollhäußler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarriger Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegtter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte . . . Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Klemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sedowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Angeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates-

würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem Handeln, jedem Verzicht auf Handeln bedachte der Kanzler die Wirkung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nachbarländer war ihm das „Geschwür von Europa“; ohne gewaltamen Chirurgeneingriff, durch Erweichung, Enteiterung, Deutschlands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat er lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue Morgenröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Augen das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib Germaniens das Heil aus dem Meer herauf. Ein Kolonialreich ersehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihr wollt und erlangen könnt, soll es Euch werden. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch und wir sind bereit, gegen britischen Einschüchterungsversuch unsere Stimme für Euch hören zu lassen. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Das wollte es nicht. Die berliner Regierung ist für den französischen Anspruch auf Tunis eingetreten und hat der Republik den Ertrag des franko-chinesischen Krieges gesichert. Vergebens. In der deutschen Bereitschaft zu kolonialpolitischer Hilfe witterte zorniger Argwohn den Mausfallensped. Nicht ein neues Frankreich, riefen Ferrys Feinde über den Rhein, erwünschen wir, sondern den Wiederaufbau des alten; was Ihr erreichen möchtet, merken wir: je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Gefährdung der Peripherie unberührt bleiben kann. Das Mißtrauen schien unausrottbar und der für das deutsche Reichsgeschäft Verantwortliche mußte sich, nach jeder Enttäuschung, wieder sagen, daß der Narbenbrand, die Erinnerung an die Niederlage und den Verlust funkelnder Praestigia, Frankreich stets den Mächten gesellen werde, denen es die Kraft zur Ueberwältigung Deutschlands zutraute. Was blieb zu thun? Manche Probleme, mahnte Renan, sind nur dadurch zu

lösen, daß man die Lösung nicht erst versucht; manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen. Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetiger Höflichkeit jedem Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Siegers Schwert den frankfurter Friedensvertrag zerbrechen könne. Wir lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, wihige Flinkheit mit lyrischer Schwunggewalt paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Empfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung nationalen Glanzes nicht verwinden kann, und wollen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem lange leidenschaftlich gehaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitsfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das nicht, nach Renans Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht, wie die Urbs der Römer, vom Weltreich aufgezehrt worden ist. So haben verständige Deutsche stets gedacht; redliche Schätzer der französischen Kultur, der die wichtigsten Provinzen des Germanengeistes Unerseßliches danken. Frankreich verlernt mählich wohl die Hoffnung auf einen Sieg der Rachsucht. Die Wirthschaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung und in der Wärme des Wohlstandes konnte die alte Wunde endlich nun verharschen. Im Frieden ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu erwarten. Hinter dem Rhein wimmelt ja nicht mehr die Horde dumpfsinniger Barbaren, aus der nur ein Häuflein weltfremder Dichter und Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein den Wasgentwald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann schlägt die Stunde, die zwei einander im Raum und im Geist so nahen, so wohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet? Wann wird Europa von dem alten Geschwür befreit und zwischen zwei starken und tapferen Völkern gleichen Rechtsanspruches der unerträgliche Zustandgeendet?

Unerträglich ist geworden. Mittäppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingefargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzeln zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbarn folgte, haben wir den Gallierdübel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Schon ist das unbedachte Wort eines deutschen Zeitungsschreibers Anlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen Deutschland beschimpft, zu marseller Meetings, in denen das Bild des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die Ruhe des Starren verloren und mit einer Nervosität, die zwischen schmeichelnder Zärtlichkeit und plumper Nöthigung schwankte, die Franzosen angesteckt haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigentlich von ihnen wollen. „*Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu?*“ Das war schon im Allgeirassjahr, dann während des Deserteurzwistes ihre ärgerliche Frage. Sie müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; läde dem Reich nur eine Schonungspflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und können nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landesleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogesenpalt der Ruf schallen: *Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthaeus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versichert; kommt's zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens fünfzehnhundert Millionen Mark für unsere*

Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, feld-dienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten un-übertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen könnte helfen. Ob's ein Regen der Republik vermag, muß Frank-reich ermesen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geisteschliff, wissen, ob es noch eine Waf-senprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutsch-land verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Sehet! An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Ihnen muß morgen die Hegemonie weißer Rasse zufallen, wenn wir den alten Hader nicht schlichten. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirtschafts-gebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sam-melt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kann's nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hizen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jah-ren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applausfüchtigem Spiel schmählich vertrödeln hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; der Kontinent die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig zu stoßbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Son-nentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.

Heute.

Die Sätze, die dem Nachbar die Nothwendigkeit schneller Wahl zeigen wollten, wurden geschrieben, ehe der „Panther“ die deutsche Drohung nach Agadir trug. Seitdem hat das Verhältniß zu Frankreich für uns nicht mehr das Schwert, das es vierzig Jahre lang gehabt hatte. Die Schneide ist stumpfer geworden. Da wir eine schon beglichene, von uns quittirte Rechnung noch einmal in Paris vorlegten und, mit dräuender Geberde, Nachzahlung heischten, haben wir, zum ersten Mal, den Franzosen Unrecht gethan. Bismarck hätte solchen Vorschlag als das Hirngespinnst eines Tollen abgewehrt. Kiderlen war, erstens, als vom Hause Bismarck abtrünnig Gewordener und als dessen zähester Feind in allen Froschpfuhlen Oeffentlicher Meinung beliebt und hatte, zweitens, die Suggestivkraft, die den schillernden Vorstellungen beginnender Psychose oft schwache Köpfe gewinnt. Ueber ihm ein europäischer Politiker völlig Fremder, der gar zu gern dem Erdkreis so unermesslich scheinen möchte, wie er selbst sich findet; unter ihm ein ewig Subalterner; und in der Nation der unklare Wunsch, nach all dem Gefäusel und Irrlichteliren endlich wieder eine kräftige Handlung zu sehen. So geschah, was niemals geschehen war: einer Großmacht (der von uns mit redlichster Gerechtigkeit zu behandeln) wurde im Frieden ein langer Fehden alten Siedlungslandes abgedrückt. Das im point d'honneur empfindlichste Volk wurde gedemüthigt und zugleich (nicht geschwächt, sondern) gestärkt: denn von der Sierra Leone reichte, über kleine Enklaven Portugals und Spaniens hinweg, seine Herrschaft nun bis nach Gabes. Die Folgen des Panthersprunges und des Rückzuges in den Kongo-sumpf sind jedem unbefangenen Auge sichtbar geworden. Ohne Agadir noch kein libyscher Krieg; ohne Italiens Sieg über die Türkei kein Vorstoß des Balkanbundes; ohne Kirckilisse und Rumanowo kein Zwang zu hastiger Heeresvermehrung ins Ungeheure. Neu-Kamerun ist heute schon theurer als das ganze Bündel deutscher Kolonien in Ost- und Westafrika. Nicht so leicht wahrnehmbar wurde die Wandlung der französischen Seele; wer sie spüren will, muß die Zeitung „L'Action Française“, Pinons Buch „France et Allemagne“, Agathons Berichte über den Geist französischer Jugend, aber auch „Aux écoutes de la France qui vient“ von dem jungen protestantischen Republikaner Gaston Riou lesen. Verschiedene Weltanschauung und Tonart; der selbe Rhythmus.

„In den schmerzlichen Stunden, die hinter uns liegen, durchbebt das ganze Land ein Gefühl“: sagt Herr René Pinon; und schließt sein Buch mit Gorischakow's Mahnung: „Frankreich muß stark und klug sein.“ Das Geschlecht, das sich mit Skepsis und Sozialismus brüstete, in jedem Priester einen Wicht, in jedem General einen Hecken sah, auf Anatole France schwor und sich mit dem Stolz der ganz feinen, ganz freien Geister *décadent* nannte, diese Schaar müder Genießer ist enthronet. Frankreich will wieder glauben: an seine Zukunft und an den Gott, der sie bereiten hilft. Frankreich will wieder handeln: das Gesetz erfüllen, das der Genius der Volkheit an des Himmelsdomes Azurkuppel schrieb. Von dem Seltenzweit und der Schachermakei der alten Parteiengarde will die Jugend nichts mehr hören; nur von Frankreich's unverjährbarem Ruhm und von nationaler Macht, die sich würdiger Freiheit gesellt. Dann läuft ihr's feurig durch die Wangen und sie wiederholt das Wort Rioux: „Wir haben gelobt, niemals am Vaterland zu verzweifeln.“ Ihre Heimath soll nicht wehrlos, nicht von fremder Gnade abhängig sein; nicht zum Lurushotel oder Lupanar reicher Müßiggänger werden. Stärke hat wieder Werth und das Heer wird, als eine Hoffnung, umjubelt. Als eine Hoffnung auf Hilfe aus drückender Noth; nicht als das zu Angriff und Sieg sicher taugliche Werkzeug. Die Zahl Derer, die den Krieg gegen Deutschland herbeiwünschen, ist winzig. Vierzig gegen fünfundsechzig Millionen: ein Augenblickserfolg könnte nicht dauern. Doch neuer Demüthigung würde das Land und jeder Einzelne den gefährlichsten Krieg vorziehen. Und das Trachten nach solcher Demüthigung traut man uns zu. Nichts Heroisches (etwa den Wikingerplan, die Champagne und Burgund zu erobern oder aus Toulon ein deutsches Gibraltar zu machen); aber den Willen zu lästigem Aergerniß, das den Vorwand zur Erpressung von „Kompensationen“ liefert. Haben nicht deutsche Thoren geschrien, noch sei über Marokko nicht für immer entschieden und den Zipseln müsse bald die Hauptmasse des französischen Kongobezirkes folgen? Weil er jede Zumuthung dieser Art abzuwehren verhiess, ist Herr Poincaré, wider den Willen des mächtigsten Klüngels, Präsident geworden. „Den Panславismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung dem russischen Ehrgeiz zu dienen“: Das scheint wieder, wie Renan den Vätern vorausgesagt hat, Patriotenspflicht.

Rußland erjolt sich viel rascher, als irgendwo geahnt wurde::

war; seine Industrie b'üht üppig auf und die neue Agrarordnung verspricht köstliche Frucht. Die Macht des Slaventhumes wächst in drei Monaten über alles Erwarten hinaus. Das Deutsche Reich stemmt sich ihr nicht entgegen; thut aber auch nichts, um sie der austro-ungarischen Monarchie zu versöhnen, und sieht ruhig, als ginge der Handel es nicht an, der Entwicklung zu, die den Oesterreichern wildesten Haß einbringt und Rußland zum Hort der Balkanmenscheit macht. Frankreich jauchzt (leise): sein Schuldner, der Türke, wird, ohne die Last europäischer und afrikanischer Verwaltung, nach der Rückkehr an den anatolischen Krasquell erst recht ein im Sinn Snylocks guter, zinsfähiger Mann, der obendrein, wenn er im Zahlen säumig wird, in Syrien bequem zu pfänden ist; und Deutschland wagt nicht, für die zwanzig Jahre lang zärtlich bedäugte Mondfichel gegen den Dreibund England-Frankreich-Rußland ins Feld zu rücken. Doch in den Freudenbecher sidert Bitterniß: Deutschland erhöht die Heeresziffer in einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann; und Frankreich kann nur auf dem Altenspapier des Kriegsministeriums mehr als fünfhunderttausend Mann unter die Trikolore stellen. Hier b'eibt keine Wahl. Die männliche Jugend muß die Last dreijähriger Dienstzeit, ohne alle Ausnahmen und Privilegien, auf sich nehmen; sonst gleitet die Republik vom ersten in den zweiten Machtrang hinab. Begeisterung hallt von der Nordsee bis an das Mittelmeer wider; weicht aber schnell mattem Bedenken. Darf man den freien Bürger der Republik in Dienstzeit kerkern, die länger ist als des Wasserpolen und des Kroaten? Können wir, die schon jezt halb Untaugliche einstellen, auf dem Acker und im Gewerbe so viele Männer eintzählen? Wäre die Einrichtung haltbar und wie müßte sie auf die Wirthschaft des Staates und Volks wirken? Zmersten Vierteljahr sind an fünfundzwanzig Milliarden dreiprozentiger Staatsrente beinahe achthundert Millionen Francs verloren worden. Die Regierung muß, zum zweiten Mal in kurzer Zeit, für eine Eisenbahnanleihe vier Prozent gewähren und kann kein Agio dafür fordern. Auch aus französischem Erdreich wächst kein Baum bis in den Himmel. Schlimme Zeit. Der Rebe und dem Enthusiasmus schadet der Märzfröst. Die Kammer verzaudert, verschiebt die Wehrvorlage (die vor der deutschen Gesetz sein sollte). Eisässer und Lothringer sprechen offen aus, daß sie den Rachekrieg nicht erschuen, nicht an Frankreich zurückfallen, sondern sich das Recht

auf einen selbständigen deutschen Bundesstaat erobern wollen. Der Radikale Sembat rath öffentlich, jeden Gedanken an Rache für 1870 jetzt zu verbannen und mit Deutschland ein Bündniß zu schließen. In der „Action Française“ wird gefragt, ob die Flamme, die der Ugadirstreich aus allen reinen Herzen schlug, schon verglommen sei. Da naht den Mißgestimmten Trost; dreifacher. Ein Zeppelinschiff, das sich auf der Probefahrt verirrt hat, dem der Trichstoff fehlt und das (leider) der Führer nicht opfern will, muß in Lunéville landen; wird, ein paar Stunden nach der höchst officiösen Mahnung, das theure Geheimniß des starren Lustschiffes noch sorgfamer als bisher zu hüten, den Franzosen, zu gefälliger Ansicht, auf einen Exerzirplatz gelegt und hat französischen Soldaten, die es Tag und Nacht im Sturm an Seilen festhalten, sein Leben zu danken; der Koloß scheint einer Windstärke nicht trotzen zu können, die drei pariser Aeroplanen gestattet, durch die Luft auf den Platz der Nothlandung zu kommen. Das alte Gallierlachen heitert die gestern noch trüben Mienen auf. Die unkluge Magisterrede des Reichskanzlers schürt das fast schon von Asche erstickte Feuer der Werbung für dreijährige Dienstzeit. Der freche Unfug einer Nachtbummlerhorde, die in Nancy Deutsche geschimpft und gepufft hat, wird zu einer Staatsaktion aufgebaut; von der Regierung der Republik aber, nachdem das Wesentliche der ersten Berichte als unwahr erwiesen ist, schnell und anständig geföhnt. (Durchaus anständig; zwei Schutzmänner sind aus dem Dienst gejagt, zwei Kommissare veretzt und dem Präfecten ist ein anderes Amt aufgenöthigt worden, das ihm nicht, wie bei uns behauptet wurde, den Sold erhöht und das ihm die Laufbahn des politisch Beamteten sperrt. Mehr konnte nur Trunkenheit fordern.) Was von der ecken Sache übrig blieb, war nicht zu unseren Gunsten als Saldo zu buchen. Die Landleute, die sich selbst bescheinigen, daß sie sich „Alles, ohne jeden Widerstand, gefallen ließen“ („sonst wären wir schließlich gar nicht lebend nach Mex retour gekommen“), hätten dem eigenen Interesse und, besonders, dem ihrer Heimath besser gebient, wenn ihre Haltung der des Grafen von Charolais, der bis zum letzten Wank vor Nancys Mauern Karl der Kühne blieb, mindestens ein Bißchen ähnlicher gewesen wäre. Der Deutsche gilt auch an der Meurthe für einen Mordsklerl mit Hörnern und Klauen; zwei junge Deutsche, die sich vor Böbelgeleif ducken, schädigt leicht der Verdacht, daß sie Uebles auf dem

Kerbholz haben und deshalb nicht wagen, derb dreinzuhauen. Unsere Oeffentliche Meinung ist arg entgleist. Daß der Fall benutzt werden sollte, um dem neuen Staatssekretär ein Ansehen zu schaffen, ist ja recht nett; doch konnten Erfahrene Herrn von Jagow und den offiziellen Schreibern sagen, daß die der amtlichen Untersuchung voraus feuchende Rügereide als ein Bruch internationaler Verkehrsitte wirken müsse. Und wars nöthig, im Bereich großer Blätter zu thun, als sei so widriger Nachtsputz, solche Mißhandlung Fremder noch niemals und nirgends erschaut worden, den Franzosen das Anstandsgefühl abzusprechen und das Recht auf den Namen einer ritterlichen Nation höhnisch zu weigern? In Paris leben hunderttausend, auch in Nancy ungefähr fünftausend Deutsche. Niemand belästigt sie, ihre persönliche Freiheit und ihr Gewerbe. Der Ungebühr bezechter Bummler kann selbst die stärkste Regierung nicht vorbeugen; unzulängliche Polizeiorgame die gewissenhafteste nur streng bestrafen. Das ist geschehen. Wer zweifelt, daß von Calais bis nach Perpignan der Vorgang als ein Fleck auf Frankreichs Ehre empfunden wird, kennt die Franzosen nicht. Diese Empfindung ist nur durch das häßliche und ganz undeutsche Schimpfgestöber, das über die Vogesen drang, gelindert worden. War vorbedachter Frebel zu ahnden, dann genügte Rede und Papiernicht. Hatte Nachtgesindel seinen Rausch ausgejohlt, dann wars unsein, die Nation dafür verantwortlich zu machen.

Frankreichs Rechenfehler ist, daß es den Krieg meiden, auf die Grimasse der Kriegsbereitung aber nicht verzichten will; daß es, in der Zuversicht, die Furcht vor deutscher Uebermacht werde ihm stets Helfer werden, den Nachbar mit leiser Drohung zu kitzeln, mit lauter zu striemen wagt. Wir haben seit 1890 oft lästern um Frankreichs Gunst gebuhlt, uns, wenn es spröb schien, launisch gezeigt und, wo wir ein Damentemperament witterten, manchmal die im Verkehr mit Dirnchen übliche Umgangssform gewählt. Auf beiden Seiten muß der Mißbrauch rasch enden. Der Kaiser hat zu dem Botschafter der Republik einst gesagt, er sei müde, die Hand auszustrecken, in die der Nachbar nicht einschlagen wolle. Wer rieth ihm, sie auszustrecken? Wir wollen höflich und ruhig sein; Unglimpf weder thun noch dulden. Und auch in der neuen, festen Rüstung nicht vergessen, daß in Nancy Rauniz den Bund geknüpft hat, der einem Preußen ohne Friß das Leben gefährdet hätte.

Cohens Aesthetik. *)

Aus dem Nachlaß Konrad Ferdinand Meyers ist ein Gedicht bekannt geworden, das der Abschied von Rom in der Heimath nach sechs Jahren hervorgerufen hat. Die dritte Strophe lautet:

„Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von Dir
Und laß mich Dein gedenken früh und spät,
Daß die Betrachtung thätig werde mir
Und ruhig meine That.“

Was hier „thätige Betrachtung“ heißt, Das nennt Hermann Cohen „reines Gefühl“. Beim „letzten Strahl der Sonne“ schaut der Dichter „auf das erblichne Rom“. Menschlich erlebte Natur und Weltgeschichte wirken zugleich auf ein Selbst, in einem Selbst; und die Stimmung wird schöpferisch, in der Art, daß Aufnahme

vom hohen Gär-
ung in einander
r Dichter sich vor-
mehr“; und solcher
eine Welle fluthet
Wollen und Den-
spült. Die „ruhige
nen reicher Hort“
rein in sich.

gefühl zu gründen.
s berufen sich ja
über Regeln der
reht. Ist es mög-
gebilden der Kunst
h so zu befestigen,
war und in seinem
it soll das Gefühl
rch den systemati-
ogik und der Ethik
eine Bethätigung
lichkeit führt Her-
artstellung. Dabei
s und schaffendes
stfreunde vor auf-

wei Bände. Berlin,

oes Kunstnetzen (um was sag der peterstrag-
ten aus) und der Voratz zu künstlerischer Erzeu-
übergehen. Es ist gleich das Klassische, was de-
setzt: „Den Sinn des Großen raubt mir Keiner r-
Sinn stellt ihn über Tag und Stunde: „Und k-
mehr allein im tiefen Strom der Zeit.“ Aber
ken werden in dieser Fluth des Fühlens nicht ver-
That“ sammelt ihre beste Kraft und „der Geda-
ist unverfehrt. Erkenntniß und Wille bleiben

Es war ein Wagniß, die Theorie auf G-
Gerade auf ihr Gefühl als ein ursprüngliche
Kunstfreunde, um alle Theorie abzuweisen, die
Technik und Daten der Kunstgeschichte hinaus-
lich, das Prinzip der Aesthetik gegenüber den G-
zart, weit und biegsam zu erhalten und es doc-
daß es in der philosophischen Systematik frucht-
eigenen Gebiete anwendbar wird? Die Reinge-
dazu befähigen. Rein aber wird das Gefühl du-
schen Zusammenhang mit den Prinzipien der L-
und Kraft seiner eigenen Methodik, also durch
als eine gefühlliche. Den Nachweis dieser Gese-
mann Cohen in einer vorwärts dringenden D-
zeigt sich, daß das reine Gefühl als ein geistig-
dem Urgefühl nicht fremd ist, zu dem jene Kun-

*) System der Philosophie. Dritter Theil. 3
bei Bruno Cassirer.

gedrungenen Gesetzen ihre Zucht nahmen, daß es ihm verwandt ist bis in die Physiologie hinein, bis zum Temperaturgefühl und zum Tastsinn.

Erkenntniß, Wille und Gefühl wirken in der Kultur zusammen, aber für die Begründung der Logik müssen wir von Willen und Gefühl, für die Begründung der Ethik vom Gefühl absehen. Der Gewinn der reinen Erkenntniß ist Vorbedingung für den Erwerb des reinen Willens; für das reine Gefühl werden reine Erkenntniß und reiner Wille vorausgesetzt. Wie kann dabei „die positive Kraft des Willens auf dem Affekt beruhen“ und wie das Gefühl aus dem Fühlen hervorgehen? In den Fels sind drei Stufen eingehauen; wir gelangen zur zweiten nur über die erste, zur dritten nur über die erste und zweite, aber von jeder Stufe aus reicht das Gestein bis zur Sohle. Die Anlage des Systems in Verbindung und Selbständigkeit der drei Bewußtseinsgebiete mag uns so verständlich werden. Weiter gilt das Gleichniß nicht. Die verschiedene Höhe der drei Stufen bedeutet kein Werthurtheil. Es giebt „mehrere Arten höchster Bedürfnisse des Geistes“ und „keine der drei Einheiten kann die Einheit des Bewußtseins überhaupt sein“. Wir sahen schon die Logik von der Ethik her vertieft und gesichert; und reicher Zuwachs wird den beiden ersten Theilen des Systems aus dem dritten. Bei jeder einzelnen Erörterung scheint das Ganze einen Augenblick zu wanken und die Grundlegungen werden wieder geprüft. So ergeben sich für die Allheit des Raumes neue Einsichten durch die Architektur, die Zeit als Antizipation erschließt sich im musikalischen Rhythmus und die „Tugenden zweiten Grades“ zeigen nun offenkundig ihren ästhetischen Einschlag. Alles ist unaufhörliche, unermüdlige Wechselbeziehung; immer dichter laufen die Fäden, bis das Gewebe als eine Wirklichkeit Form und Farbe annimmt.

Wie das reine Gefühl Logik und Ethik und zwar Jene als Natur, Diese als Geisteswissenschaft voraussetzt und umsetzt, möchte ich erläutern an dem Erlebnis des „Grünen Heinrich“ in der Münchener Universität. Er hört ein Kolleg über physische Anthropologie und hält sich an die „sachliche Form“, an den „geschlossenen Kreis der Thatfachen“, aber zugleich nehmen die Dinge eine „phantastisch typische Gestalt“ an. „Das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte.“ Er liest Bücher über griechische Geschichte und vergegenwärtigt sich dabei „die schönen Landschaften, die Inseln und Vorgebirge, wenn ihre wohlklingenden Namen genannt werden“. Man beachte wohl, diese Regungen sind ihm zunächst nicht willkommen, er schilt sie

„phantastisch“ und begiebt sich von der Anthropologie zu Reflexionen über die Willensfreiheit, von der Historie zum Nachdenken über die Dauer geschichtlicher Bildungen. Er lernt „Achtung vor dem reinen Erkennen“ und er fragt ernstlich, „in welchem Verhältnisse überhaupt die Summe des moralischen Inhaltes zu dem Rhythmus der Jahrhunderte stehe“. Also Logik und Ethik sind nicht vernichtet oder auch nur abgeschwächt, während die ästhetische Energie sich anmeldet. Daß aber der künftige Dichter sich selbst noch als Maler betrachtet, erhöht den Werth seiner Bekenntnisse: die Einheit der Kunst über den Künsten und in den Künsten verräth sich in dieser Selbsttäufung. Keller steht die „typische Gestalt“ noch im Gegensatz zur „sachlichen Form“, weil die ästhetische Stimmung noch umschweift, noch nicht zum Kunstwerk versachlicht ist; ein ungeordnetes Ich wagt sich nur scheu hervor gegenüber einer durchdachten, sittlich gegliederten Welt. Hier beobachten wir das Gefühl in seiner Entwidlung zum reinen Gefühl. Im Zuge der Logik und der Ethik soll uns das Ich als ein individuell erkennendes und wollendes nicht angehen, in der Aesthetik findet eine Rückbeziehung Statt auf das Ich, das reine Gefühl ist Selbstgefühl.

Wir kommen noch einmal zum „Grünen Heinrich“. Die ästhetischen Regungen traten auf, als während der Vorlesung „die Lehre von unserer Menschennatur sich zusehends abrundete“. Sie rundete sich ab; und doch drängte sie zu einer Ergänzung über die Lehre hinaus. Die Natur des Menschen, wie Keller sie meint, kann von keiner Physiologie fertig erklärt werden, auch keine Einsicht in den Sinn von Recht und Staat kann ihr genügen: sie muß sich erfüllen in der Kunst. Die Arbeit und die Ergebnisse der Logik und der Ethik werden stofflich im Rückgang auf den „Ursprung“ (wir erinnern uns wieder an die Sohle unterhalb der Felsentreppe) und nun erfolgt der Aufstieg vom Urgefühl aus. Gelingt es, „unsere Menschennatur“ zu ergreifen, so haben wir in einem das Ich und die Kunst. Dazu verhilft uns die Liebe als Liebe zum Menschen. Die Liebe „verwandelt sich in das ästhetische Gefühl“. Was will Das sagen? Goethe hat uns gelehrt, daß „Idee und Liebe“ bleibt auch nach dem Hingang der „eigentlichen Lust des Sinnespielens“. Bedarf es denn neben der Idee noch einer besonderen Liebe? Die Idee stammt doch vom Groß, muß also Liebe in sich enthalten. „Man darf wohl gleichnißweise sagen, daß alle systematischen Richtungen des Bewußtseins im Groß, im Künstlergeist des Menschen ihren Ursprung haben.“ Aber diese Liebe innerhalb der Idee führte uns in Höhen und Tiefen; sie

kehrte nicht heim zum Jch. Also die besondere Liebe hat ihren Beruf. In der Aesthetik des reinen Gefühls darf sie selbst zur Macht und Klarheit einer Idee sich erheben. Das Persönlichste wird nun gemeingiltig. Es ist ein stilistisches Zeugniß für diese Aesthetik, wenn Citate aus Goethes Gedichten nicht als Anführungen wirken, sondern in Cohens Prosa als Satzglieder sich einstellen. Unwillkürlich vermittelt die Sprache zwischen dem Genie und seinem Interpreten.

Wir lesen im Laokoön: „Wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen“, und in der Hamburgischen Dramaturgie: „Jedes Genie ist ein geborner Kunsttrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich.“ Soll die Aesthetik immerdar durch die Thaten des Genies zugleich bedroht und bestimmt bleiben? Es kommt darauf an, daß wir in den Regeln das Gesetzliche erfassen. Das Gesetzliche ist nämlich gar nicht ein Kodex erstarrter Satzungen, es liegt tiefer als alle Formeln: zwischen den Aussprüchen *de lege lata* und den Ansprüchen *de lege ferenda*; die Griechen haben es gemeint mit dem „ungeschriebenen Gesetz“. Ließe sich darthun, daß die Thaten des Genies die Liebe zur Menschennatur in solcher Gesetzhlichkeit bewähren, so brauchte die Theorie kein Widerspiel mehr zu befahren. Die Gesetzhlichkeit kann in keinem Fall von außen herangetragen, sie muß in jeder Kunst, in jedem Künstler, in jedem Kunstwerk neu gewonnen werden; und jenes Etwas, die Liebe zur Menschennatur, muß dabei immer reichhaltiger und immer durchsichtiger sich herausheben. Das unternimmt Cohen; das Genie wird ihm, wird sich eine dialektische Aufgabe. „Die Eigenart der Originalität Rafaels beruht auf der Eigenart der ästhetischen Problemstellung, die er bildet.“ Die Ehrfurcht ist als solche kritisch; sie gelangt zu besseren Einsichten als die Respektlosigkeit und als der Heroenkult, in dem sich der Bewunderer selbst bewundert. So ringt der Kunstfreund um das Verständniß der Thaten des Genies und das Genie mit seinem Vorwurf. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ Auch hier gilt die „Analogie des Gebetes“. Cohen prüft das Genie an jener Liebe und jene Liebe am Genie; die Darstellung hält sich in einem schwebenden Gleichgewicht ohne Verzagen, ja, recht eigentlich in ihrem Element beim stärksten Ausschlag des Pendels, da, wo es um die Humanität des Aristophanes oder um die Rechte der Liebe und der Ehe in den „Wahlverwandtschaften“ geht oder wo an den Grenzen einer Kunst das Lächeln der Mona Lisa Deutung verlangt. Hier, in der Aesthetik des rei-

nen Gefühls, reißt sichtbar die Ernte der Logik der reinen Erkenntniß; jenes tiefste Durchpflügen des Bodens trägt sich aus. Bewußtsein und Bewegung sind Wechselbegriffe. In der Bewegung als einer beharrlichen ist die Ruhe eingeschlossen. Wie das Suchen nach der Wahrheit unsere Wahrheit selbst ist, so darf angesichts des Kunstwerkes die Tendenz zur Vollendung der Vollendung selbst gleichgesetzt werden: *energon* und *energeia* klingen zusammen wie in der Sprachphilosophie Wilhelms von Humboldt. Die biographische Bedingtheit des genialen Künstlers durch den gesellschaftlichen Zustand und die Machtverhältnisse seiner Epoche, seine Bindung durch Schule und Herkunft und die Aufräge, die eine nach politischen Bedürfnissen formulirte Religion erteilt, sie können doch dem reinen Gefühl nichts anhaben. Eine „ideale Aufhebung der Zeitunterschiede“ macht den israelitischen Prophetismus einem Michelangelo in der Sistine und Beide uns gleichzeitig. Giotto's Frömmigkeit bleibt unbefangen gegenüber Franz von Assisi; ihn ergreift die „sittlich-soziale Bewegung“, nicht die eingezäunte Heiligkeit der Kirche.

Als „Idee“ wird die „Gestalt“ zur „Trägerin des tiefsten Inhalts der Seele“. So wollte es „das Schicksal der Sprachvernunf“. An diesem Schicksal webt Cohen selbst. Wir haben bemerkt, daß der Terminus des Gefühls zu Ehren kommt und daß doch der Wortsinne nicht verschoben, sondern geschärft wird. Das „Erfühlen“ ist viel tragfähiger als das „Einfühlen“; es schafft sich seinen Gegenstand. Der Humor aber gelangt in dieser Aesthetik zuerst zum wirklichen Leben, weil er befreit wird von der Zugabe der Melancholie und dem Beisatz der Satire und dennoch das menschlich Weitherzige bewahrt. Der Humor ist als *humour* physiologischer und sogar pathologischer Abkunft und trachtet dabei nach dem Geistigen und Gesunden. Die ausgelassene und doch trübe Laune des Tristram Shandy schien uns immer der Rückschlag unterbundenen Shakespeareschen Geistes gegen den Puritanismus. Jetzt galt es nur, den Humor in seiner Freiheit wiederzufinden in Shakespeares Ineinander von Tragoedie und Komödie und rückwärts bis zum griechischen Drama mit seiner Ergänzung durch das Satyrspiel. Diese Freiheit offenbart sich eben nicht in „Sonderwerken des Humors“, sie steht in Wechselwirkung zum Erhabenen. Das Erhabene und der Humor ergeben sich aus dem Verhältniß des reinen Gefühls zu den systematischen Vorbedingungen. Im Erhabenen überwiegen die Logik und die Natur, im Humor die Ethik und der Mensch. Die Wage wird von der Schönheit gehalten. Das Schöne ist Aufgabe und Ideal, nicht

gegebenes Maß; unter diejem Ideal erfolgt die „Vermittlung zwischen dem Subjekt des Selbst und dem Objekt des Kunstwerkes“. Wir verstehen jetzt, wie diese Vermittlung, und zwar nach beiden Seiten und für das Selbst des Künstlers sowohl als des Kunstfreundes, zugleich Erzeugung ist; das Selbst und das Kunstwerk werden erst in ihrer Relation zu einander vollendet.

Die Schönheit hat in der Aesthetik eine ähnliche Funktion wie die Wahrheit in der Ethik und die Richtigkeit in der Logik. Das Schöne leuchtet über dem Streben nach Vollendung und behütet die Nacktheit, „das Werkzeug der Liebe für die Entdeckung des Menschen“ vor dem Verdachte der Lüsternheit, den Gros vor dem Rückfall in den Satyr. Aber auch das Ueberchwanken ins Barock erweist sich unter diejem Gesichtspunkte für Michelangelo und Beethoven und Beider Würdigung als falscher Schein. Der Humor triumphirt, wenn er das Häßliche eben in seiner Körperlichkeit vergeßtigt und so dem Schönen einverleibt. Rembrandt, nicht unwerth seines Landsmannes Hynghens, hat für seine Kunst die Energieform des Lichtes behauptet; vor Allem aber ist er der Maler des echten, weil nicht herablassenden Mitleids mit dem Häßlichen und der „theodizischen Kraft“ dieses Mitleids. Rafael konnte nicht zum Hofmaler werden. Er theiligt durch einen Zug der Sinnlichkeit seinen Leo den Zehnten an der Schwäche alles Menschenthums. Es ist ja dieses selben Menschenthums Stärke, daß es seine Schwäche nicht verkenni.

In der Schwebe des Erhabenen und des Humors erschafft das reine Gefühl seine Gestalten als Liebe zur Natur des Menschen; Das will auch heißen zu seiner Würde. Diese Sorge für die Menschenwürde eignet aller hohen Kunst in allen Zeitaltern, aber erst in der unserer Gegenwart näheren Zeit darf die Achtung vor jedem Menschenantliß sich unverhohlener bezeugen, erjt Meuniers Standbilder der Arbeit erklären uns, was Michelangelo sagt mit den „Skaven“. Auf dem Weg zur Natur des Menschen findet sich auch der Mensch der Natur und beseelt Millers Landschaft, athmet sein Selbstgefühl in den Bauern von Leibl und Israels. „In seiner Klarheit und Geradheit“ steht Homer am Eingang der europäischen Poesie, er wirkt über die „Komplikationen der Kulturrichtungen“ hinweg, „die den Menschen aus ihrem Verhältniß zu den Göttern entstehen“. Mir scheint es bedeutsam, daß Werther in Wahlheim den Homer liest und nicht etwa den Theokrit. Aus der Idylle schöpfen nach einem Wort Jean Pauls „die Großen nur eine matte Idee von dem Landmann“; und Lohe nennt das Idyll „kein menschenwürdiges Dasein, wo es Eins und Alles

sein soll“. So wendet sich die Kunst wieder zum Epos; und jetzt wird die Staffage ein gleichberechtigter Theil des Bildes. Dabei ist es wichtig, daß die Malerei von ihrer Technik, von ihrer Verbindung mit der Physik aus dahin gewiesen wurde, Helden nicht mehr, wie einst, zunächst in den Größen der Weltgeschichte zu suchen.

Cohen bekennt sich in der Vorrede zu einem „methodischen Rationalismus“. In seiner Aesthetik vernehmen wir den Ton der „unbestochnen, von Vorurtheilen freien“ Menschenliebe. Wie aber in der „Menschennatur“ der Mensch nach den selbstlosen Anstrengungen der reinen Erkenntniß und des reinen Willens wieder leibt und lebt, so verleugnet des Autors „reines Gefühl“ nicht die Verwandtschaft mit dem Urgefühl. Sie enthüllt sich in der Triebkraft seines Pathos, in den zartesten und den stärksten Schwingungen seiner Perioden da, wo er in funkelnder Prägnanz oder in ausgiebiger herzlicher Aussprache die „unbegreiflich hohen Werke“ schildert. Er „durste sich der Vivisektion nicht entziehen, von seinen Lebenserfahrungen zu den großen Kunstwerken bekenntnißfreudig zu berichten“. Ist Das Subjektivität, so verdient sie Lob. Denn die Aesthetik kehrt ja zurück zum Ich, wenn sie auch der Erkenntnißmittel sich bedient, wenn sie auch bis ins Einzelne der Korrelationen die stetige Begegnung des reinen Gefühls und der beiden systematischen Vorbedingungen beachtet; in ihr senkt sich doch Erkennen und Wollen zum Erleben ein und dies Erleben dürfen wir am Ziel des Weges wieder unmittelbar und ursprünglich nennen. Dieses Ich ist das edelste Wir, die Aesthetik die Probe auf die Verbindung der Philosophie mit dem persönlichen Dasein. Das Recht auf solche Subjektivität hat sich Hermann Cohen durch objektive Strenge in den beiden ersten Theilen des Systems und wahrhaftig nicht zuletzt in dieser Aesthetik selbst verdient.

Siehe.

Dr. Robert Frijsche.



Was wissen wir denn und wie weit reichen wir denn mit unserem Witz? Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich dann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Univerzums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin; und von seinem niedrigen Standpunkt aus Vernunft in das Weltall bringen zu wollen, ist ein vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Höhere Maximen sollen wir nur aussprechen, wenn sie der Welt zu Gut kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe.)

Telepathie.

Auf dem Portiertisch in der Nische des Empfangsraumes liegen Briefe und Zeitungen. Der Hotelportier hat gegessen und hält nun in seinem Stuhl Mittagsruhe.

Außgestorben ist das Haus. Ein prachtvoller Tag. Kein Sommergast anwesend. Große Stille herrscht und Schwüle. Nur die schwarzgerahmte runde Uhr an der mit Fahrplänen und bunten Reklambildern behangenen Wand tickt.

Verdrießlich, des Expresßweges halber, rabeit der Postbote die heiße Straße aus dem Dorf zum Hotel hinauf. Er muß absteigen, das Rad schieben; der Weg ist steil. Dann geht er ins Haus, wirft gleichgiltig die Depesche auf den Tisch und rabeit, etwas erleichtert, ins Dorf hinunter. Der Portier hats nur mit einem Auge gesehen und es wieder geschlossen, um weiter zu schlafen.

Aus ihrem Versteck guckt eine Maus, läuft schnell unter den Tisch, holt sich Krümel und verschwindet flink hinter der Fußbodenleiste.

Leichter Luftzug spielt mit den wenigen rothblonden Haaren am sommerprossigen Schädel des Portiers, der vom kühlen Hauch erwacht und mit seinen wässerig blauen Augen nun auf die vor ihm liegende Depesche stiert. Lange blickt er, wie im Traum, auf das zusammengefaltete, mit dem schwarzgelben Papieriegel versehene Telegramm. An: Dr. Franz Welten. „Hm! Morgen, nein, übermorgen kann er zurück sein“, denkt er. Der Hochfösel ist nicht leicht und das Thal bis zum Aufstieg lang... Was mag in der Depesche stehen?... Das gefaltete Papier liegt unschuldig vor ihm. Ob ichs aufmache? Das noch feuchte Siegel löse? Seine Neugier wächst. Ob ich... Aus Langeweile hält er das Telegramm wägend in der flachen, plumpen Hand, dann läßt er es tanzen, wie einen Federball.

Ei was! Ich schau' nach!...

Unter dem Treppendeckel in der Nische verschwindet er. Dort schläft nachts der wachhabende Hausdiener, dort steht auch das Waschbecken. Vorsichtig löst er das Siegel, entfaltet das Blatt und liest: „Cw. Wohlgeboren Mutter ist heute gestorben; kommen gnädiger Herr doch schnell. Joseph.“

Ganz gegen seine Erwartung, die sich auf Anderes geipigt, war Das. Er ist nicht bekriedigt. Aber behutsamer noch als zuvor faltet er das Blatt an den Kniffen wieder zusammen, pikt das schwarzgelbe Siegel darauf und legt es auf den Tisch, separat, an die freie Ecke. Als Ordnung liebender Mann beschwert er es mit einem Stein.

Vom Inhalt weiß ich mal nichts, Das ist gewiß, und verrathen werd' ich mich... Da reißt ihn die Telephonklingel aus seinen Gedanken; er springt auf, eilt zum Apparat.

Hallo! Hier Hotel Obergrain... Ja! Hotel Obergrain... Nein! Doktor Welten ist auf den Hochfösel... Hochfösel... Ja!... Nein! Keine Unterkunfthütte, auch kein Telephon... Wie, bitte? ... Mor-

gen oder übermorgen... Unmöglich... Dringend? ... Ja! Bitt' schön... Ist Etwas passiert, bitte?... Die Nummer, wie, bitte?... Zweiundachtzig, dreiundvierzig interurban, römische Zehn... Ja, bitte!... Werde sofort Herrn Doktor bei Rückkehr ersuchen... Nicht Telegramm... telephonische Verbindung... Ausgeschlossen... Danke!... Bitt' schön, Herr Primar... Ganz verlässlich, ungenirt... Tot-sicher... Auch nachts... Absolut... hab' b' Ehre, Herr Primar... Obergrain... Schluß!

Befriedigt, sogar etwas stolz, nimmt er höchst wichtig das Telegramm vom Tisch und steckt es, als wüßte er vom Inhalt gar nichts, in die Seitentasche seines Portierrockes.

Nachmittag kommen neue Gäste zugereist. Gegen Abend kehren die Ausflügler zurück. Das Hotel ist nicht wieder zu erkennen. Aus der Stille über Mittag hat sich ein lustiges, lautes Treiben entwickelt. Der Portier ist an allen Ecken und Enden beschäftigt, wie Kellner und Wägbe.

Spät erst wird es endlich ruhiger; allmählich, bis das letzte Paar Stiefel im obersten Stockwerk auf den Korridor gepoltet ist.

In der Nische flimmert über der Namensverzeichnis-tafel spärliches Licht... Dr. Franz Welten, Zimmer Nr. 7... ganz im Dunkel.

„Schranz! Heut steig' ich mich leicht!“

„Habs' scho g'merkt, Herr Doktor; was hats' denn?“

„Famos geschlafen! Wie ich froh bin, daß ich frei ward... Nummer lehr' ich zurück!“

„Singen kennens a, Herr Doktor?“

„Hier oben muß man ja singen, in dieser herrlichen Luft. Schranz! Sie wissen gar nicht, wie glücklich ich in meinen Bergen bin.“

„Meiner Seel' i glaub's; s'ist wahr, in der Stadt drunten ist's böß!“

„Wie lange haben wir noch, Schranz, bis zum Grat?“

„Ja mei! Wanns' so fort rabeln, Herr Doktor, in 'ner Stund, leicht!“

Wie die Katzen Klettern Schranz, der Führer, und Doktor Welten den steilen Felsen hinan. Und wirklich: kaum eine Stunde verrinnt, so stehen die Beiden hoch oben am Grat, den sie kühn, mühelos und sicher passieren. Dann noch zum Spitz, der gleichfalls glatt genommen wird. Schranz macht Alles zum Morgenimbiss bereit. Der junge Welten sieht in die Runde und ist entzückt von der Prachtaus-sicht. Kalter Thee, Speck, Brot, Eier. Das schmeckt da droben nach sechs-stündigem Aufstieg in der freien, leichten Luft.

„Wie war der Winter, Schranz?“

„Müß, Herr Doktor, weng Schnee; ja mei! Winter... Winter, wie früher, giebt's ja nimmer. D' Welt hat 'n Riß kriegt, sich verschoben... und b' Menschen a!“

„So?“

„Meiner Seel! Auto fahrens wie die Wülden, in d' Luft fahrens unmanand, unterm Wasser schnüffeln; aber laufen, Berg steigen will halt Kaner mehr. Drunten treibens tolln ‚Wintersport‘, d' Jungen: I mog nit . . . Ueberhaupt, Herr Doktor, i seh' mi zur Ruh! . . . Wüll la Maskarad! Bin z' alt!“

„Aber Schranz!“

„Ja, Du Gott! Mal muß der Mensch sei Ruh' haben. Sehgens Herr Doktor! I bin jetzt zweiundsechzig; mit zwanzig hab' i scho geführt. Das ist halt gnug, mein' i. D' Leut frein mi a nit mehr. Dös Jahr fähr i mei lehtes!“

„Schranz, Das haben Sie im vorigen Jahr auch gesagt!“

„Wohl, wohl, Herr Doktor, aber heuer ist's gwiß!“

Eine Pause. Sie ließen sich gut schmecken. Der junge Welten sah, von der Sonne beschienen, gegen einen Felsstein gelehnt und sah immer wieder in die klare Ferne. Schranz, etwas abseits, beobachtete ihn und hatte so Gedanken aus seiner Jugendzeit; dann fragte er: „Sagens, Herr Doktor, was habens da für 'nen Fleck auf der Baden?“

„Ein Muttermal, Schranz, kennens Das nicht?“

„Kennen scho, aber wie mans heißt, wißt i nit . . . Nämli . . . Herr Doktor, i hab' selber ans; aber, man siechgt halt nit, weiß am Rücken sieht. Möchten mir tauschen, gelt, Herr Doktor?“

„Das genirt mich gar nicht, Schranz, im Gegentheil: ist ja eine Auszeichnung der Mutterliebe, und wenn ich nach Italien komme, wird es als Schönheitsfleck bewundert. Mutterhöhnchen . . . ja wohl!“

„So? Lebt d' Mutter noch, Herr Doktor?“

„Freilich! Bald siebenzig, rüstig und fidel, immer gesund und gut, sag' ich Ihnen, . . . so gut!“

„Mei Mutter selig hab i gar nit kennt. Grad' wie i an d' Welt kommen, ist's gestorben. I' Grund gangen ist's an mir, weil i so a Starfer war.“

„Nun sind Sie immer noch stärker und so riesig groß geworden. Die Uniform muß Sie famos gekleidet haben.“

„Uniform? I war nie beim Militär!“

„Sie, untauglich? Kann es mir nicht denken. Wo hat es denn gesehlt?“

„Eigentli seilts nig, Herr Doktor, aber hier d' zwei Fingerspiß . . .“

„Das habe ich, weiß Gott, noch nicht bemerkt; die rechte Hand?“

„Wohl. Derfrozen . . . sehens! Und . . ., übrigens . . . 's Militär! Daberzu hätt' i scho nimmer g'paßt! Wissens, Herr Doktor, a Joru frieg' i, wann i's seh' i E' g'puhtes Oesend! . . . Und a Göld lositts! Das mir . . . g'blen . . . müßevl . . . Wdztess . . . g'lt . . . Militär . . . voucht, . . . m . . . die . . . Pagsch n' aus zu schmeißen, daß d' Fehen gflogen san . . . Aber nacha, in Mantua, sakrament, da habens das Militär g'habt, um ihn zu der-schießen!“

„Das war damals, Schranz; heute ist es doch ganz anders geworden, Gott sei Dank!“

„I krieg a Horn, wann i's seh!“

„Schranz, ich muß lachen!“

„I lach' ja a, aber grandig, wissens . . . Das ist hält mei Blut, da kann man nix machen.“

„Sie möchten immer so frei sein wie hier oben. Das glaub' ich!“

„Wohl. Unten aber a, freilich! Warum denn nit? Das ginget scho! Wanns halt anders wär!“ Dabei fängt er an, seinen Rucksack zu packen. Der junge Welten versteht das Zeichen.

Noch einen langen, langen Fernblick in die Runde; dann seilen sie sich zum Abstieg bei der Nordwand an.

Absteigen ist immer schwieriger, besonders, wenn es so steil geht, Felsstücke und Geröll sich lösen. Da heißt es: Vorsicht, Geistesgegenwart und kaltes Blut. Das haben Beide.

Wenn auch die Perlen auf der Stirn stehen und über die Nase auf die entblößte Brust tropfen: es geht abwärts, Schritt vor Schritt.

Vorsichtig prüft Schranz jeden Tritt; dann erst wird fester Fuß gefaßt. Bei einer Drehung scheint die Sonne auf den Schnee, der in der Scharte liegt. Schranz bleibt stehen, zieht das Seil ein Wenig nach und wirft einen prüfenden Seitenblick auf den Doktor, der frisch und froh mit seinen jungen Augen in die Weite schaut.

„Jetzt langsam, Herr Doktor!“

„Jawohl, Schranz!“

Der Wind pfeift über den Schnee.

„Schranz, hören Sie's?“

„Was?“

„Wie es pfeift!“

„'s wird ander' Wetter geben.“

Immer stärker jagt's dahin; unheimlich tönt es.

„Hallo!“

Da fliegt der Hut vom Kopf des Doktors über den Schnee. Schranz bemerkt es unwillig. Macht nichts. Nur weiter. Bald ist der schühende Kamin erreicht . . .

„Schranz, hören Sie's?“

Schranz, der keine Unterredungen liebt und abergläubig ist, antwortet nicht.

„Schranz, hören Sie nicht, wie es ruft?“

Schranz bleibt stumm und arbeitet sich weiter im Schnee, Schritt vor Schritt.

„Schranz!“ schreit plötzlich wie toll der Doktor, „es ruft, es ruft mich, . . . Die Mutter!“

Ein Fehltritt; er stürzt, kann sich nicht halten, reißt den zitternden Schranz, dem der Rucksack in das Genick schlägt, mit sich; und Beide sausen in die Tiefe.

E. Harfling am Mondsee.

Paul Kalisch.



Luxuswerth.

Wie nach demokratischen Grundjahren zu behandelnde Tarifrevision in den Vereinigten Staaten soll die hohen Zölle auf Luxusartikel (Edelsteine, Gold- und Silberwaaren, Spitzen, Kunstgegenstände) un'erändert lassen. Der Amerikaner weiß, daß Bevölkerung und nationaler Besitz sich im gesegneten Lande der Sterne und Streifen rascher vermehren als in der älteren Kulturzone; deshalb stellt er die Einfuhr von Luxuswaaren als sicheren Faktor in die Rechnung. Draußen dürfte man zufrieden sein, wenn die Prognose sich als richtig erweist; denn an der Kaufkraft der Amerikaner hängt ein Theil des Schicksals aller Luxusindustrien. Der Edelsteinhändler kann ein Lied davon singen. Von den 8 Millionen Karat Diamanten (im Werth von 200 Millionen Mark), die jährlich produziert werden, kaufen die Yankees den größeren Theil. Die südafrikanischen Gesellschaften hätten, ohne die Regsamkeit Amerikas, viel kleineren Gewinn. Die Premier Diamond Mining Co. schloß ihr Geschäftsjahr mit einer Förderung im Werth von 2 Millionen £ (gegen 1,43) ab und gab ihren Aktionären 440000 £ (267000), nachdem der Staat seinen Antheil von 403000 £ erhalten hatte. Die gute Organisation des englischen Diamantenhandels sichert schon einen Theil des Erfolges. Die Waare ist so theuer, daß nur mit zahlungsfähigen Händlern das Geschäft zu machen ist. Das scheint von denen, die eine neue Verfassung für den deutschen Diamantenhandel wünschen, manchmal vergessen zu werden. Den Kampf der Hanauer gegen die Diamantenregie habe ich im vorigen Jahr geschildert. Trotz der Opposition kam es zu einem neuen Abschluß mit dem bewährten antwerpener Händler Syndikat, das der Regie eine Million Karat abnahm. Wenn dieses Geschäft erledigt ist, muß weiter für die südwestafrikanische Ausbeute gesorgt werden; und schon jetzt wird mit Eifer gegen eine Wiederholung der alten Methode gearbeitet. Die Antwerpener sollen, wenn es geht, ausgeschaltet werden.

Eine öffentliche Ausschreibung soll den deutschen Händlern die Gelegenheit bieten, ihre Offerten zu machen, die dann zu prüfen wären. Ob für die Produzenten mehr herauszuholen ist, scheint nicht so wichtig wie die Sorge für die deutschen Händler und Schleifer. Die Diamantenregie hat nun nicht etwa eine unbegrenzte Macht; sie wird kontrollirt, damit die Diamantensörderer ganz sicher sind, daß auch sie wirklich gefördert werden. Trotzdem fließen die Redeströme noch immer in dem behaglich breiten Delta der Vorurtheile und Schlagwörter zusammen. Wie aber hätte der Diamantenmarkt ohne die antwerpener und londoner Syndikate in der Kriegsathmosphäre ausgesehen? Luxus und politische Sorgen sind schlecht mit einander zu vereinen. Daß die Diamantenpreise auf der Höhe blieben, dankten sie nur den starken Händen, die sie hielten. Will man riskiren, daß sie ins Bodenlose fallen? Deutsch-Südwest hat neue Chancen bekommen: die Steuer, die an das Reich zu zahlen ist, wurde geändert und dadurch ermäßigt;

neue Felder sind in Abbau genommen worden. Statt der hohen Abgabe vom Bruttowertb der Diamanten wird seit dem ersten Januar (daß Gesetz hat auf ein Jahr rückwärts wirkende Kraft) die Steuer vom Reingewinn erhoben. Der Fiskus bringt mit dieser Aenderung zunächst ein Opfer, für das ihn aber die vermehrte Produktion entschädigen wird. Die Produzenten, denen die Unkosten über den Kopf gewachsen waren, werden durch die Verminderung der Steuerlast neuen Muth bekommen. Aber das Steigen der Förderung ist ohne die Sicherheit des Absatzes ein fruchtloses Vergnügen. Nach der Steuerreform braucht man erst recht zahlungsfähige Händler. Vor acht Monaten wurde die Pomona-Diamanten-Gesellschaft gegründet, der man eine schöne Zukunft prophezeit. Die auf ihren Feldern gefundenen Steine sind größer als die anderen und könnten eher mit denen aus Südafrika konkurriren. Was der Boden Südwestafrikas bisher lieferte, war meist Mittelwaare, die den Karatgewaltigen der Debeers nicht gefährlich wurde. Tritt die Pomona aber mit großen Steinen in den Wettbewerb, so kann sie Einfluß auf die Taktik der Engländer gewinnen. Aber man darf nicht vergessen, daß nur der Bund mit dem Starren reizt. Wer solche Möglichkeit sieht, muß wünschen, daß der deutsche Diamantenbergbau nicht unsicheren Reformversuchen ausgesetzt werde.

Bei dem Umsatz der Edelsteine sind die wirtschaftlichen Beziehungen des Lugus deutlich sichtbar; nicht so leicht bei den Edelmetallen, besonders beim Gold. Als es noch keine Goldwährung gab, war das Wesen des Goldes als einer Waare klarer erkennbar. Man sah in ihm ein werthvolles Material, das dem Lugus diente; und der Standard des privaten und allgemeinen Reichthums wurde an dem Besiß goldener Schmuckgegenstände gemessen. In den Prunkzeiten Roms und Venedigs, in den Tagen, da der Kaufmann König war, galt der Lugus als Krongut der Reichen und Vornehmen und der Goldschmied gehörte zur höheren Kaste. Heute giebt es eine Goldwaarenindustrie; und der Begriff des Lugus hat sich verengt. Man müßte feststellen, ob das Gold als Münzstoff oder als Luxusgegenstand größeren Einfluß auf die Menschen gehabt hat. Trohdem die Statistik über die Arten des Goldverbrauches keine ganz zuverlässigen Ziffern liefert, ist doch sicher, daß die Industrie einen beträchtlichen Antheil am Goldkonsum hat. Soetbeer schätzt die Goldproduktion von 1493 bis 1912 auf 62 Milliarden Mark; und man darf annehmen, daß Kunst und Gewerbe die Hälfte davon aufgenommen haben. Heute, unter der Herrschaft der Goldwährung, verbraucht die Industrie im Durchschnitt wohl nur ungefähr 25 bis 30 Prozent der Gesamtproduktion. Daß die Vereinigten Staaten an der Spitze marschiren, ist ein natürliches Ergebnis ihres Reichthums. Deutschland kommt hinter Großbritannien und Frankreich. Die Unterschiede sind nicht sehr groß und in mancher Zeit wäre vielleicht die deutsche Goldverarbeitung vornan zu finden. Von dem Uberschuß der deutschen Goldbilanz von 1912 (sie wird auf 200 bis 225 Millionen geschätzt) ist nur der kleinere Theil in die Reichsbank und in die

Münze gekommen; den Löwenantheil verschlang die Industrie. Kunst und Handwerk können als Verarbeiter von Gold die Kreise der Währung nur stören, wenn der industrielle Verbrauch in ein Mißverhältniß zur Produktion geräth. Die Goldlager sind nicht unerschöpflich.

Im Lauf der Jahrhunderte sind neue Schatzkammern an die Stelle der alten getreten, die hergegeben hatten, was sie enthielten. Spanien, Nordafrika, Mexiko, Brasilien: da sind die Goldquellen entweder ausgetrocknet oder ihr sicherer Ertrag ist ohne Bedeutung für den Weltmarkt. Eine neue Aera begann, als vor siebenzig Jahren das Gold aus Kalifornien kam; und bald darauf wurden die australischen Minen entdeckt. Doch Amerika und Australien kommen gegen Transvaal nicht auf. In nicht zu ferner Zeit wird Australien nicht viel mehr liefern als Brasilien; und schließlich wird aller Golddurst aus den Quellen Südafrikas gestillt werden. Noch wächst der Ertrag der Transvaalminen von Jahr zu Jahr. Seit 1906, wo der Werth der Ausbeute 415 Millionen Mark betrug, hat sie sich fast verdoppelt. Und ihr Antheil an der Weltproduktion ist von 22 (1904) auf 40 Prozent gestiegen. Schlimm ist, daß der Ruf des südafrikanischen Goldbergbaues durch die Börsenspekulation geschädigt wurde. Die Kränkung der Kapitalisten hat sich gerächt. Die Goldminenindustrie muß jetzt mit ihren eigenen Mitteln auskommen; neues Geld kann sie nur schwer erlangen. Die Konsolidirung ist nöthlich. Aber Arbeitermangel und hohe Löhne bereiten große Schwierigkeiten. Schade, daß die Finanzierung der südafrikanischen Minen nicht in bedächtiger Ruhe durchgeführt worden ist.

Gold hat das Silber verdrängt. Die Silberproduktion bringt dem Werth nach nur den vierten Theil der Goldsumme (nach dem Bericht einer londoner Metallfirma hatte das 1912 produzierte Silber einen Werth von 28, das Gold einen von 100 Millionen £); die der Qualität förderliche Eigenschaft der Seltenheit fehlt aber; denn Silber wird in größeren Mengen produziert als Gold. 1912 waren es etwa 900000 Kilo gegen rund 750000 Kilo des gelben Metalls. Unsere Deutsche Reichsbank suchte bisher das Silber in ihrem Metallbestand auf einen möglichst schmalen Raum zu drängen. Im Etat für 1913 waren zur Ausmünzung in Gold 86, in Silber nur 19 Millionen (gegen 24) bestimmt. Im Ganzen können noch 290 Millionen in Silbermünzen ausgegeben werden; daß dieser Betrag niemals erreicht werden wird, ist sicher. Gebrauchsgegenstände aus Gold sind immer Luxus; silberne nur unter bestimmten Umständen. Die währungspolitische Aufgabe des Luxus, an die man noch kaum gedacht hat, ist nur auf Gold, nicht auf Silber eingestellt. Gold ist das beste Währungsmetall, weil es relativ selten und im Werth beständig ist. Wenn die Notenbanken den Goldüberfluß in ihre Kasser einsperrten, wäre die Wirkung der eines amerikanischen Corners ähnlich. Daran ist im Ernst nicht zu denken. Und vor Goldüberfluß schützt der Luxus, dessen Werth für die Volkswirtschaft noch immer, gerade in Deutschland, unterschätzt wird. Labon.

Pixavon= Haarpflege



auf wissenschaftlicher
Grundlage

Die tatsächlich beste Methode
zur Stärkung der Kopfhaut
und Kräftigung der Haare.

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.

Bad Hersfeld

Flaschenversand
zu Haarkuren.

gegen **Magen- u. Darm-** Krankheiten,

Kurszeit:
1. 5. bis 1. 10.

Gicht, Gallensteine, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit.

Lullusbrunnen



Continental
bester
Pneumatic

<table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> </table>				Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	<table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> </table>			

Metropol-Theater.

Die Kino-Königin!

Op. in 3 Akt. v. J. Freund u. G. Okonkowski.

Musik von Jean Gilbert.

In Szene gesetzt von Direktor R. Schultz.
Anfang 8 Uhr. Hauschen gestattet.

Thalia-Theater

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl 4440.

Puppchen

Puppen-Operette von J. Kren u. C. Kraatz.
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld.
— Musik von Jean Gilbert. —

THEATER

AM

NOLLENDORFPLATZ

Abends 8 Uhr:

Extrazug nach Nizza.

**Gebt Herrnfeld
Theater**

Schonzeit-Jäger

Komödie in 2 Akten von
Anton u. Donat Herrnfeld

Liebesprobe

Plauderei in 1 Akt von Ernst Klein
Anf. 8 Uhr = Vorverk. 11—2 (Theaterkasse)

Kleines Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Professor Bernhardt.

„MOULIN ROUGE“

63a Jäger-Strasse 63a.

Vollständig renoviert.

Täglich: Reunion!

Neu! Ballorchester Neu!
Litschauer aus Wien.

MURATTI

Cigarettes

Manchester

*Opfermond und
Lohnmüllerei
sowenig*

Dampfbrot-Florsambinen

Die Qualität ist herausragend!

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

WINTERGARTEN

NEUES PROGRAMM!

De Dio

in ihren
Phantasie-
Tänzen

Perezoff-Truppe

in Ihrer Szene:
Un souper animé
chez Maxim

und eine Auswahl

hervorragender Kunstkräfte!

2. Auflage erschienen. 1911.

Beiträge zur Indischen Erotik.

Das
Liebesloben des Sanskritvolkes
nach d. Quellen dargestellt v. R. Schmidt.
692 Seit. Hr. 12,— M. Geb. 14,— M.
(Die 1. Aufl. kostete umgeb. 98,— M.)

Das Kamasutram. (Die Indische Liebeskunst.)

Aus d. Sanskrit übersetzt von R. Schmidt.
4. Aufl. 1912. 500 Seit. Br. 12,— M. Geb. 14,— M.

Ausführl. Prospekte üb. kultur- u. sitten-
gesch. Werke u. Antiquarverzeichn. gr. fro.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Barbarossastr. 21 II.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena Admirals-Bad

Allabendlich: **Tag und Nacht**
Kunstlauf-Produktionen :: geöffnet ::

Prunkvolle Eis-Ballets Herren- und
Admirals-Theater Damen-Abteilung

Luxus-Bäder stets abwechselnde
interess. Programm.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

RICHE

Unter den Linden 27
Weinrestaurant und Bar
Die ganze Nacht geöffnet!

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant
:: Die ganze Nacht geöffnet ::

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat neues Programm.

Fledermaus

Unter den Linden 14 . . . Unter den Linden 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Französische und Wiener Küche . . . 2 Wiener Kapellen

Geöffnet ab 10 Uhr abends

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk.

Reiseführer

BERLIN Am Bahnhof Friedrichstr. **ELITE - HOTEL**

200 Zimmer mit Kalt. u. warm. Wasser v. M. 4.00 an
mit Bad und Toilette v. M. 5.00 an

Braunschweig **Hôtel Deutsches Haus** Weltbekannt. 1. Haus

am Platz. — Konferenz- u. Festsäle — Auto-
garage. **W. Ursin.**

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel

1. Familienhotel d. Stadt, in vor-
nehmster, ruhigster Lage am Hof-
garten. 1912 d. Neubau bedest.
vergrössert. Gr. Konferenz- u.
Festsäle. **Dir. F. C. Eisenmenger.**

Hannover **Hotel Rheinischer Hof**

Neuerbaut 1913. Allerletztster Comfort. Warmes
Wasser in allen Zimmern. Elegantes Wein-
restaurant. Zimmer von M. 3,— an.

Hildesheim, Der Kaiserhof.

Haus d. D. Offizier-
Vereins. 1. Haus am
Platze. Vornehmes
Weinrestaurant. Konferenz-Säle. **Inh. W. Lange.**

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar

Köln : Hôtel Continental am Dom : 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Luzern **Hotel Schweizerhof** 600 Betten moderner Komfort.

Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

LUZERN **Hotel Montana** Herrliche Lage. Haus I. Ranges.

München **Park-Hotel** Jeder Komfort. Bestens empfohlen.

München **Hôtel „Marienbad“** Einziges Garten- hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage. dar. f. geistige Arbeiter geeign. Grösst. Komfort.

Partenkirchen **Pension Hennighausen.**

Fines Familienhaus, inmitten eines Naturparkes.

Reiseführer**St. Moritz-Dorf - Grand Hotel St. Moritz**

In unvergleichlich schöner Lage am St. Moritzer See, 300 Zimmer,
Sommersaison Juni—September, Wintersaison Dezember—März.

STRASSBURG i. E.
Palast-Hotel Rotes Haus

ERSTEN RANGES
:: Prächtiger Neubau ::
Ruhige, schönste Lage
— AUTO - GARAGE —

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Wiesbaden - Hôtel Aegir

I. Hauges. Neben Kur-
haus und Hoftheater.
Renoviert. Thermal-
bäder in jeder Etage.
Neuer Besitzer.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Höhenluftkurort (740 m ob. M.) Freudenstadt

Schwarzwaldhotel.

Hotel Waldlust.

I. R., auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahn.,
mitten l. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark.

I. R., an Lage, Vornehmheit der Ausstattung
— der Glanzpunkt Freudenstadts. —

Autogarage. 10 Boxen. 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle.
Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer

E. C. Luz.

D. Rosell

**Ballenstedt-Harz
Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen
mit neuerbautem höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.
Heilmethoden in

Herrliche
Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

Herrliches
Klima.



**26. Ausstellung der
Secession**

Kurfürstendamm 208/209.

Geöf. tägl. 9—7 Uhr.

Eintritt 1 Mark

Lloydreisen 1913

Mittelmeer- fahrten

29. April bis 12. Mai
ab Venedig

Preise ab M. 350.—

17. Mai bis 6. Juni
ab Genoa

Preise ab M. 450.—

Norwegen- fahrt

16. bis 30. Juni
ab Bremen

Preise ab M. 550.—

Polarfahrt

5. Juli bis 3. August
ab Bremen

Preise ab M. 500.—

Höhere Ausfahrt und
Druckfaden unentgeltlich

**Norddeutscher
Lloyd Bremen**
und seine Vertretungen

Licht- spiele

Mozart-Saal

**Der neue Spielplan
dieser Woche**

... Beginn 6 Uhr ...

Jeden Freitag
Premiere

Hollendorfsplatz

Sanatorium Kurhaus Buchheide — Stettin-Finkenwalde. —

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz-
und Stoffwechsellranke.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Mosler.



Telegramm-Adresse:
Boarding Berlin

Hôtel Cumberland BERLIN

Kurfürstendamm 193/194
im Zentrum des Westens

Familienhotel und Pensionshaus allerersten Ranges.
Mäßige Preise. 600 Zimmer mit Privatbad, eingeteilt
in größere und kleinere abgeschlossene Wohnungen und
Einzelzimmer mit laufendem kaltem und warmem Wasser.
Prospekt mit Zimmerplan und Preisen gratis und franko.

J. C. Schweimler, General-Direktor
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs.

ÖSTERREICHISCHER LLOYD, TRIEST



„THALIA“ - Vergnügungsreisen

V. „Nach Spanien und dem Norden“.

Vom 16. Mai bis 6. Juni. Genua, Barcelona, Palma, Malaga, Gibraltar, Tanger, Cadix (Sevilla), Lissabon, Azores Bay (Santiago), Cowes (auf d. Insel Wight), Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. 357.— an.

VI. „Erste Nordlandsfahrt“ - Nordische Städtereise. Vom 3. Juni bis 4. Juli. Amsterdam, Brunnell, Kiel, Stockholm, Helsingfor, Kronstadt, Kopenhagen, Göteborg, Udevalla, Christiania, Helgoland, Amsterdam. Fahrpreis samt Verpf. von ca. M. 600.— an.

VII. „Zweite Nordlandsfahrt“ - Nach dem Wikingerland. Vom 7. bis 31. Juli. Amsterdam, Loen, Oie, Hellesylt, Aalesund, Naes, Molde, Raftsund, Tromsø, Nordkap, Hammerfest (zur Uebernahme der Post), Lyngenesjord, Narvik (Ausflug mit der nördlichsten Bahn Europas nach der Reichsgrenze Schwedens), Svartisen, Trondhjem, Merok, Balholmen, Gudvangen, Bergen, Odda, Helgoland (zur bei schönem Wetter), Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. 467.— an.

VIII. „Dritte Nordlandsfahrt“ - Nach Spitzbergen und dem ewigen Eise. Vom 4. bis 31. August. Amsterdam, Naes, Raftsund, Tromsø, Nordkap, Spitzbergen (Aufenthalt in den Gewässern Spitzbergens, Fahrt zum ewigen Eise), Hammerfest, Lyngenesjord, Narvik, Trondhjem, Merok, Hellesylt, Oie, Loen, Gudvangen, Bergen, Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. 560.— an.

Weitere Reisen folgen, auch nach der KRIM. Landausflüge durch Thos. Cook & Son, Wien.

Prospekte gratis und Auskünfte bei den Generalagenturen des Oesterreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; Köln, Wallrafplatz 7, Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 31; München, Weinstrasse 7, Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Breslau, Alfred Kohn, Christianstrasse 31; Leipzig, Friedrich Otto, Georgiring 3; Breslau, Weltreisebureau Kap. von Kioch, Neue Schweidnitzerstrasse 6, Wien I, Kärntnering 6; Genf, A. Nuzal, le Coultre & Co., Grand Quai 24; Prag II, Wenzelsplatz 67.

Reinhardsquelle

bei Wildungen

das Nierenwasser!

von tausenden Aerzten erfolgreich angewandt gegen

Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Gries-
und Steinbildung, gegen Gicht und Rheuma
und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen.

Wie die Reinhardsquelle kranken Organen Heilung bringt, so erweist sie sich bei Gesunden erhaltend und kräftigend, der ganze innere Organismus wird angeregt:

**es tritt ein Wohlbefinden ein,
welches früher nicht vorhanden war.**

Man frage den Arzt!

Zu einer Hauskur ca. 20-40 Flaschen erforderlich! Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle!

Literatur gratis durch: Reinhardsquelle G. m. b. H. b. Wildungen.

Verlangen Sie von Ihrem Buchhändler
**„Qu'est-ce
 que cela veut dire?“**

von

H. P. Sligo de Pothonier

Preis Mk. 2.50

Jeder, welcher den Inhalt des Buches bemerkt hat, kann sich rühmen, die französische Sprache vollkommen zu beherrschen.
 (Journal of Education)

London

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Ltd.

Die Schreibmaschine für große Büros



Die Fälschung.

Nach ist nicht die Geschichte der Glage geschrieben, aber man würde ein interessantes Kulturdocument erhalten, denn von den wärschen Zeiten an spielte sie eine halb fabelhafte, halb lustige Rolle. Nicht zum geringsten spiegelte sich das in der Weltgeschichte und in der Literatur wieder; ich erinnere nur an Shakespeares Schiller in „Julius Cäsar“ und an Shakespeares Hamlet, in dem das allen Unbekannten geläufige Wort vorkommt: „Was tust du, alter Rakt-kapf?“ Man gibt oft als Ursache der Glage zu gutes Erben oder Sorgen an, jedenfalls ist so viel sicher, daß man bei Präsentieren die meisten Glagen im Vorfeld leuchten sieht und daß die jungen Leute der eleganten Lokale der Lebenswelt ein beträchtliches Kontingent stellen. Fast kein Mann es sich vermeiden, eine regelrecht ausgeübte Glage zu besitzen, wenn man rechtzeitig Mittel gegen den Haarwuchs anwendet, aber es bricht unter dem Leiden eine nicht unbedeutende Statistik. Seitdem man weiß, daß Kopfschuppen und Haarwuchsfall eine schwierig zu behandelnde Krankheit sind, bemüht sich die Industrie um Herstellung von besseren Mitteln. Die zahlreichen Versuche von Vergleichen haben als eines der besten Mittel das Thiopinal-Nagelhaar-Kopfschuppen (Haarwuchs) festgestellt, dessen Verwendbarkeit bewiesen und nicht kostspielig ist. Es gehört zu den wenigen Mitteln, deren Erfolg nicht nur auf dem Papier steht. Dasselbe Unternehmen bringt auch die Thiopinal-Nagelhaar-Schwefelöl in den Handel, die hauptsächlich da gebraucht werden soll, wo es sich um lokale Hautkrankheiten handelt, hauptsächlich im Gesicht und an den Händen, wo der Gebrauch einer Seife handlicher und besserer ist als das Schwefelöl derselben Fabrik. Wir verweisen Interessenten auf den genannten informierenden Prospekt und auf die Literatur, die sich hier erwähnen noch befragt. Hersteller dieser Präparate ist die Chemische Fabrik Wetzlar G. m. b. H. in Braunshweig, Weststraße 16, am Westbahnhof.

Frustfrei

KIOS
Cigaretten

 Kurprinz ... 3 Pf
 Fürsten ... 4 " "
 Welt-Macht 5 " "
 Auto-Klub 6 " "

Soeben erschien bei Georg Bondi in Berlin: Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert

von **Werner Sombart**

Dritte, bis auf die Gegenwart weitergeführte Auflage: 9.—16. Tausend.
Volksausgabe. 548 Seiten 8°, brosch. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Sombarts „Deutsche Volkswirtschaft“ erschien zum ersten Male vor einem Jahrzehnt. Nachdem 8000 Exemplare der teuren Ausgabe verkauft sind, erscheint das Buch jetzt als Volksausgabe zu einem erstaunlich niedrigen Preise, der weniger als die Hälfte des bisherigen Preises beträgt. Trotzdem hat diese Volksausgabe innerlich und äußerlich gegenüber der bisherigen Ausgabe gewonnen: innerlich, weil sie bis zur Gegenwart fortgeführt ist; äußerlich, weil sie dieselbe schöne Ausstattung hat, in der vor einigen Monaten die Volksausgaben von R. M. Meyers „Literatur des 19. Jahrhunderts“ und Kaufmanns „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ erschienen sind.

Die große Bedeutung von Sombarts „Deutscher Volkswirtschaft“ ist längst anerkannt: das Buch zeigt in einer auch dem Laien verständlichen Weise, daß die größte Leistung der letzten hundert Jahre nicht auf wissenschaftlichem, nicht auf literarischem, nicht auf künstlerischem Gebiete liegt; die gewaltigste Tat des letzten Jahrhunderts ist vielmehr die wirtschaftliche Entwicklung. Diese steht in der Geschichte der Menschheit einzig und unvergleichlich da: haben doch im Verlauf der letzten hundert Jahre Industrie, Handel und Verkehr mehr Veränderungen erlebt, als in allen vorhergehenden Jahrtausenden zusammengekommen.

Ein Prospekt ist dieser Nummer beigeftet.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind kurzseit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4—7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung.

„Ganzwasserversorgung“, „Elektrizität“, „Licht“, „Fahrstuhl“, etc., „Ringing“. Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hängelampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 95 E, 99, 35 und 44. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird voraussichtlich im Frühjahr dieses Jahres eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist zum Teil bereits fertiggestellt und wird im Frühjahr dem Verkehr übergeben.

Auskünfte über die zum 1. April d. J. zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telephon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtolletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Grunewald- Rennen.

Sonntag, den 27. April, nachmittags 3 Uhr
7 Rennen;

u. a.

Stern-Jagd-Rennen

(Ehrenpreis und 10 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. **II. Platz:** 3 M.,
Kinder 1 M. **Terrasse:** 2 M., Kinder 1 M. **III. Platz:**
1 M. **IV. Platz:** 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahr-
karten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrs-
Büro, Potsdamer Platz“ (Café Josty), Weltreisebureau
„Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des
Westens, Tauentzienstr. 21—24.

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deck-
kraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-
Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem
Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einer-
seits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird
ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und
dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Erster Tag

Sonntag, den 4. Mai, nachmittags 2¹/₂ Uhr

7 Rennen;

n. z.

Grosses Hoppegartener Handicap

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	„ 9,—
Ein I. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Bank für Handel und Industrie.

Bilanz per 31. Dezember 1912.

Aktiva.		M.	pf.	M.	pf.
Kasse, fremde Geldsorten und Kupons				21 989 976	13
Guthaben bei Noten- und Abrechnungs- (Clearing-) Banken				34 632 262	54
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen					
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c, d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	120 058 507	89			
b) eigene Akzepte	770 866	85			
c) eigene Ziehungen	115 471	15			
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	20 530	52	120 946	376	44
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen				56 834 849	52
Reports und Lombarda gegen börsengängige Wertpapiere				124 729 506	82
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen				8 981 972	16
davon am Bilanztage gedeckt:					
a) durch Waren, Fracht- und Lagerscheine M. 2 416 741,59					
b) durch andere Sicherheiten				2 991 000,50	
Eigene Wertpapiere					
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	17 017 028	30			
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	5 225 225	15			
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	17 978 728	23			
d) sonstige Wertpapiere	7 015 661	78	47 246	641	48
Konsortialbeteiligungen				45 440 304	97
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen				19 064 289	86
Debitoren in laufender Rechnung					
a) gedeckte	337 854 896	98			
b) ungedeckte	71 163 512	73	409 018	408	89
c) Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 37 577 594,94					
Bankgebäude				15 461 904	88
Sonstige Immobilien				163 386	83
				894 529 783	13
Passiva.		M.	pf.	M.	pf.
Aktien-Kapital				150 000 000	—
Reserven				32 000 000	—
Kreditoren:					
a) Nostroverpflichtungen				174 021	69
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	2 620 418	98			
c) Guthaben Deutscher Banken und Bankfirmen	32 194 598	78			
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	63 718 188	51			
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	68 722 512	56			
3. nach 3 Monaten fällig	39 499 300	39			
e) sonstige Kreditoren:					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	171 808 182	85			
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	154 557 574	83			
3. nach 3 Monaten fällig	34 253 749	80	547 591	506	60
Akzepte und Schecks:					
a) Akzepte	138 478 485	82			
b) noch nicht eingelöste Schecks	1 939 891	38	140 478	377	30
c) Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M. 37 577 594,94					
Eigene Ziehungen	1 168 907	63			
davon für Rechnung Dritter	1 062 436,45				
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank					
Sonstige Passiva:					
Unerhobene Dividende	22 432	86			
Talonsteuer-Reserve	1 600 000	—			
Verrechnungskonto der Zentrale mit den Filialen und Niederlassungen	1 682 167	42	3 304 800	40	
Gewinn- und Verlust-Konto				11 155 300	03
				894 529 783	13

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1912.

Soll.		M.	pf.	M.	pf.
Geschäfts-Unkosten:					
Handlungs-Unkosten (einschließlich der Tantiemen an den Vorstand und die Oberbeamten im Betrage von M. 150000,27, verteilt auf 180 Köpfe)					
		9 597 608	32		
Steuern					
		1 182 797	87		
Gratifikationen an die Beamten (Weihnachten, Abschluß, Invaliden- und Krankenversicherung, Teuerungszulage), Ehrengaben an Beamte, Zuwendungen an die Pensionskasse und für wohltätige Zwecke					
		1 952 080	67	12 642 546	86
Abschreibungen auf Immobilien und Mobilien					
				508 270	96
Talosseuer-Reserve					
				620 000	—
Gewinn-Saldo					
				11 155 300	86
Verwendung des Gewinnes:					
1. Dividende pro 1912 von 6½% M. 10 400 000,—					
2. Tantiemen des Aufsichtsrats „ 280 000,—					
3. Gewinn-Vortrag „ 475 300,68					
				24 986 117	84
Haben.					
Provisionen					
				9 618 471	73
Zinsen:					
a) Zinsen- und Wechsel-Konto					
		10 020 068	94		
b) aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen					
		1 150 385	30		
c) aus Valuten					
		896 555	72	11 967 003	02
Gewinne aus Effekten					
				1 586 891	94
Gewinne aus Finanzoperationen					
				1 626 593	85
Diverse Einkünfte					
				20 246	30
Gewinn-Vortrag von 1911					
				496 911	10
				24 986 117	84

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
 21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1912.

Aktiva.		M.	pf.	Passiva.		M.	pf.
Fabrikanlagen und Geschäftsgebäude		15 737 806	15	Kapital-Konto		17 500 000	—
Eisenbahnwagen u. Schiffe		1 179 000	—	Reservefonds		1 750 000	—
Gespanne, Patente, Modelle		5	—	Spezial-Reservefonds		1 050 000	—
Kautionen		454 388	50	Teilschuldverschreibungen		5 764 000	—
Beteiligungen		1 426 059	—	Hypotheken		1 850 000	—
Hypotheken		24 000	—	Weisheitsfonds		108 692	97
Waren-Bestand		1 838 822	92	Kautionen		484 338	50
Effekten-Bestand		6 749 510	89	Reserve für Talosseuer		75 000	—
Wechsel-Bestand		1 106 854	85	Interims-Konto		322 885	96
Kassen-Bestand		63 909	40	Kreditoren		3 879 443	73
Debitoren:				Reingewinn		3 026 289	01
Bankguthaben M. 2071 615,16							
Diverse 4 772 637,38		6 844 252	44				
		35 476 149	17			35 476 149	17

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1912.

Debet.		M.	pf.	Kredit.		M.	pf.
Zinsen für Teilschuldverschreibungen		262 057	50	Vortrag aus 1911		368 647	15
Unkosten (Saläre, Steuern, Reparaturen, Versicherungen, Diverses)		1 799 859	63	Gewinn pro 1912		5 792 216	07
Abschreibungen		1 067 657	98				
Reingewinn		3 026 289	01				
		6 095 863	22			6 095 863	21

Auf das dividendenberechtigte Kapital von M. 17 500 000,— gelangt eine Dividende von 12½% zur Auszahlung.

Berlin, den 12. April 1913.

Rütgerswerke-Aktiengesellschaft.

„ADLER“

Deutsche Portland-Cement-Fabrik Actien-Gesellschaft.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1912.

Aktiva.		Passiva.			
	M.	pf.	M.	pf.	
Grundstücks-Konto	498 000	—	Aktien-Kapital-Konto	5 500 000	—
Gebäude- und Ofen-Konto	5 408 900	—	Reservefonds-Konto	1 216 809	87
Maschinen- u. Inventar-Konto	3 007 886	—	Konto-Korrent-Reserve-Kto.	20 000	—
Inventar-Bestand	962 830	17	Erneuerungsfonds-Konto	20 000	—
Kassa-Konto	13 229	97	Arbeiter-Unterstützungskasse Rüdersdorf	21 834	67
Konto-Korrent-Kto., Debitores	1 691 060	18	Beamten-Pensionskasse	53 656	27
Effekten-Konto	157 706	45	Obligations-Konto	2 584 450	—
Assuranz-Konto	12 985	77	Obligations-Zinsen-Konto	56 992	50
Zementzentrale	19 000	—	Dividenden-Konto	100	—
			Konto-Korrent-Kto., Kreditoren	1 627 667	87
			Kautions-Wechsel-Konto	19 000	—
			Saldo-Gewinn	701 025	06
	11 771 326	34		11 771 326	34

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debit.		Kredit.			
	M.	pf.	M.	pf.	
Abschreibungen	589 764	58	Betriebsgewinn	1 786 331	88
Unkosten- u. Gehälter-Konto	206 528	79	Mieter-Konto	6 883	37
Assuranz-Konto	17 421	80			
Steuern und Abgaben-Konto	62 613	11			
Effekten-Konto	6 738	96			
Zinsen-Konto	83 318	14			
Konto-Korrent-Konto	9 424	77			
Obligat.-Zinsen- u. Agio-Konto	117 450	—			
Gewinn	701 025	06			
	1 792 185	30		1 792 185	30

Die pro 1912 auf 6% festgesetzte Dividende gelangt mit M. 60,— pro Aktie auf den Dividendenschein No. 19 vom 14. April cr. ab in Berlin bei der Deutschen Bank, der Nationalbank für Deutschland und der Commerz- und Disconto-Bank zur Auszahlung.

CAMERAS

aller Systeme, neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate, mit Objektiven von Goerz, Meyer usw. in allen Preislagen, erhalten Sie von uns gegen bequeme Monatsraten

ohne Anzahlung

5 Tage zur Probe

mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen. Illustr. Camera-Katalog gratis

Bial & Freund, Postfach 510/381. Breslau

WAFFEN

aller Art wie Jagd- u. Scheibengewehre, Teilchings u. Vogelflinten, Revolver u. Pistolen, Munition u. Jagdgläser erhält Sie von uns geg. bequeme Monatsraten

ohne Anzahlung

fünf Tage zur Probe

Verlangen Sie sofort unseren neuesten, reich illustrierten Waffenkatalog 1913 gratis. Postkarte genügt

Bial & Freund, Postfach 510/384. Breslau

Neue Erfolge im Auto- und im Motorzweiradsporr errang am Sonntag, den 13. April, der Continental-Straßenfahrer. Im Motorzweiradsporr waren es die Rennen auf der Olympia-Bahn Berlin, in denen Continental von 10 für sich schwersten Rennen nicht weniger als 7 gewann, während er beim Internationalen Automobil-Berlinerrennen Königswald-Platzstraße aus der II. und III. Klasse als Sieger hervorging. In der Klasse II gewann Lorenz auf Opel und in der Klasse III Huber auf Preßler, wobei zu bemerken ist, daß Lorenz in diesem Rennen die absolut beste Zeit erzielte.



Emser Wasser

Heilbewährt bei Katarrhen, Heiserkeit,
Husten, Verschleimung, Influenza, Magen-,
Darm-, Gicht- und Blasenleiden.
Überall erhältlich in Apotheken, Drogerie- und
Mineralwasser-Handlungen.

„FLAMME“ BERLIN, Manteuffel-
Straße 111
Institut für Erd- und Feuer-
bestattung, Inh.
Emil Richter

Feuerbestattung

mit allem
Zubehör u. Gebühren
Tel. Mpl. 5582 **M. 160.—**
Broschüre gratis.

Prismen-Binocles billiger!



Ein neues Prismen-Binocle für Reise,
Sport, Theater, Jagd, Marine ist
unser Spezial-Modell. 36 fache
Flächenvergrößerung, sehr hohe
Lichtstärke, Mitteltrieb, Einstel-
lung auf Pupillenabstand, leichtes
Gewicht, Preis nur 100 Mk. + 10%
bei Monatsraten von 5 Mk. Zu-
sendung ohne jede Anzahlung
5 Tage zur Probe. Bei Nichtgefallen
sind nur die Portospesen zu tragen.
Verlangen Sie sofort Probesendung.

Bial & Freund, Postfach 496 Breslau II

Briefwechsel

über Welt und Lebensanschauung mit Per-
sönlichkeiten von ungel. Anfang bis Ende 40
secht feingebildete Dame, alleinastehend, be-
ruft. tätig, wirtschaftl. tüchtig, evtl. zwecks
Heirat. Zuschr. u. B. A. 77, Berlin C. 2.

? Lösung absonderter
Art? Inne werd. Sie
ja durch Prospekt (frei), wie und warum
ernste Menschen diese briefl. Ur-
teile noch 10 u. 15 Jahre später als „phäno-
menale intime Seelen-Ergündg.“ bezeich-
nen. 20 Jahre briefl. Charakter- u. Hand-
schrift-Forschg. m. künstlerisch. Ernst.
P. Paul Löße, Augsburg I.

Trauungen in England

besorgt: Brock's, Ltd. 188, The Grove
Emmersmith, London, W. Gesühung 50 Pf.

Dr. Möller's Diätet. Kurort
Sanatorium nach Schroll
Presden (Schlesien)
Abteilung f. Mineralbäder: pro Tag 3 Mk.
Berlidge Lake
Dickes. Heilort
Lithon Kurort
Presden, Schlesien
pro Tag 3 Mk.

— Angrenzend Schreiberbau. —
Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberbau,
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhöfe)

Erholungsheim
Hötel Sanatorium
Erstklassig und dabei billig.

Sieberberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das Steuerkontor G.m.b.H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 65
Tel.: Amt Lützow 7365.
Prospekt „D“ frei.

Inseraten- „Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung** Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Ztr. 8740
 Annahme für **Alfred Weiner** — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —



Salem Aleikum

mit Höhlmündsfück

Salem Gold

Goldmündsfück

Cigaretten

Etwas für Sie!

No 3 1/2 4 100 g. d. Stück
 Keine Ausstattung, nur Qualität.
 Komsum-Qualitäten
 Oriental-Tabak- u. Cigaretten-
 Fabrik Henrichs, Dresden.

No 5 6 8 10 100 g. d. Stück
 In Original-Metal Kartons von 20 Stück
 Luxus-Qualitäten
 Fab. Hugo Fiedt, Hoflieferant
 S. M. d. Königs v. Sachsen.

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



Elektr. Handwasch-Apparat
im Gebrauch

Ausstellung der AEG
 für Haushalt u. Werkstatt
 Königgrätzerstr. 4